

Zeitschrift:	Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz
Herausgeber:	Historischer Verein des Kantons Schwyz
Band:	113 (2021)
Artikel:	Geschichtsbezug und Fiktionalität bei Meinrad Inglin : die Frage nach Wahrheit in drei historisch wirkenden Texten
Autor:	Annen, Daniel
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-976914

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geschichtsbezug und Fiktionalität bei Meinrad Inglin

Die Frage nach Wahrheit in drei historisch wirkenden Texten

Daniel Annen

Sind das Lehrbücher? Hoffentlich nicht, möchte man rufen! Denn allein für didaktische Zwecke sind sie eigentlich zu konkret, zu sehr auf Lebendigkeit in der Darstellung aus, und sie sind ja auch als «Romane» oder «Erzählungen» be-titelt. Eine knochentrockene Orientierung über vergangene Fakten, das jedenfalls liefern sie nicht. Aber dennoch: Unter anderen wurden drei grössere Texte des Schwyzter Schriftstellers Meinrad Inglin (1893–1971) hier und da so gelesen, als würden sie historische Ereignisse aus der Schweizer Geschichte haargenau so übermitteln, wie sie sich ereigneten; so wären sie denn auch für den Geschichtsunterricht geeignet. Betroffen von solcher Lesart sind der Roman «Jugend eines Volkes» (erschienen erstmals 1933), der «Schweizerspiegel» (1938) und die Erzählung «Ehrenhafter Untergang» (1952). Doch schon die historische Quellenlage war oft nicht eindeutig, Inglin wusste darum. Wo er konnte, schaute er sie genau an. Aber sie war ihm nur die Grundlage, um mit Kunstverstand die Motive zu Werken mit ästhetischen Qualitäten zu verweben. Und dennoch – ja vielleicht gerade darum: Auch wenn diese Bücher nicht didaktisch im strengen Sinn gemeint sind, lernen können wir alleweil daraus, einfach anders als aus Schulbüchern.

Historische Motive und Fiktion bei Inglin

In «Jugend eines Volkes» wird die Geschichte von einer Landnahme im Schwyzter Talkessel durch die Alemannen bis zur Schlacht am Morgarten erzählt. Hier ist naturgemäß viel Sagenhaftes drin, viel aus der eidgenössischen Befreiungstradition auch, die spätestens ab dem 15. Jahrhundert Erzählmotive wie den Apfelschuss Wilhelm Tells, den Burgenbruch oder auch den Bundesschwur auf dem Rütli im kollektiven schweizerischen Bewusstsein verankerte. Diese Motive wurden zuerst durch mündliche Tradition weitergegeben und dann um 1470 im «Weissen Buch von Sarnen» und im 16. Jahrhundert im «Chronicon Heleticum» von Aegidius Tschudi (1505–1572) schriftlich fixiert. Später

prägten die 1780 erschienenen «Geschichten der Schweizer» Johannes von Müllers das Kollektivbewusstsein von den schweizerischen Gründungs- und Verteidigungsszenen. Auf diese Publikation stützte sich auch Friedrich Schiller (1759–1805) für seinen 1804 uraufgeführten «Wilhelm Tell», der als eine kollektive Autobiografie im 19. und 20. Jahrhundert ein identitätsstiftendes Erzählmuster für viele Schweizerinnen und Schweizer offerierte.¹ Fast alles aus der Befreiungstradition stimmt nicht mit der historischen Realität überein, auch die Schiller'sche Tell-Version nicht. Die Befreiungstradition ist somit gewiss schon in ihren Traditionsverflechtungen Fiktion, aber zurzeit Inglin wurde sie auch von vielen Schweizern als eine tatsächliche Geschichte betrachtet, wohl gerade weil sie dank Schiller zu einer kollektiven Autobiografie wurde.

Inglin wich aus anderen Gründen von der historischen «Wahrheit» ab. So auch in seinem wohl berühmtesten Werk, im «Schweizerspiegel». Hier wäre eigentlich die Ausgangslage komfortabel gewesen; denn dieser Roman stellt die Schweiz, unter anderem auch ihr militärisches Handeln, im Ersten Weltkrieg (1914–1918) dar, ist demnach von einer Zeit gerahmt, die Inglin bereits miterlebte, zu einem beachtlichen Teil sogar als Offizier in der Schweizer Armee. Dieses Miterleben betrachtete Inglin selber in der Rückschau durchaus als wichtig. Und die Erzählung «Ehrenhafter Untergang» hat auch eine militärisch-taktische Stoffgrundlage, sie hat den Franzoseneinfall ins Land Schwyz anno 1798 zum Inhalt.

So paradox das klingen mag: Es ist bei aller historischen Präzision just die Fiktion, die uns ein Miterleben ermöglicht. Sie ist insofern nicht lehrhaft in einem engeren Sinne, aber das fiktionale Gewebe, das diese Werke aufbauen, ermöglicht ein Miterleben und Durchdenken, und das kann natürlich indirekt auch eine didaktische Note haben. Es geht also nicht um ein schulisches oder patriotisches Belehren. Inglin selber hat oft darauf hingewiesen. Und er ärgerte sich, wenn seine Bücher wie Berichte über real Geschehenes, als faktuale Texte, gelesen wurden. Am auffälligsten ist dies im Nachgang zum «Werner Amberg». Denn das ist ein Erzähltext in Form einer individuellen Autobiografie, insofern

¹ von Matt, ästhetische Identität, S. 23–24.



Abb. 1: Meinrad Inglin (zweiter von links) als junger Leutnant im Gruppenbild mit Offizieren im Vordergrund aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, 1917. Das Miterleben dieser Zeit als Offizier war für den Autor des Romans «Schweizer Spiegel» wichtig.



Abb. 2: Inglin mit Militärfreunden, bezeichnetnenderweise mit seiner Geige. Wie seine Romanfigur Werner Amberg litt Inglin darunter, wenn er längere Zeit auf künstlerisches Tun verzichten musste. Entsprechend war ihm auch in seinen Werken der Kunstcharakter wichtig.

mit der kollektiven verwandt. Und die erzählten Ereignisse Ambergs haben relativ genaue Entsprechungen in Inglin's eigener Biografie. So ist zum Beispiel da drin ein «Kollegibrand» erzählt, und man ist aufgrund verschiedener Hin-

weise im Romantext zu Recht versucht, darin eine sprachliche Wiedergabe von Ereignissen zu erkennen, die sich anlässlich des Brandes zutrugen, der im Jahr 1910 in der Tat das Schwyzer Kollegium heimsuchte. Aber: Werner – unter anderem wohl einfach glücklich, dass er seine Schule nicht mehr besuchen muss, jedenfalls für einige Tage nicht mehr – tanzt vor dem flackernden Feuer einen Narrentanz. Ein Blick ins Manuskript zeigt, dass der Autor gerade diesen Tanz im Roman zwar beschreibt wie den entsprechenden Schwyzer Fasnachtstanz – dass er den aber komponierend in den Text einfügt. So fragt er sich zum Beispiel im Manuskript rechts am Rand: «*Tanz hier?*²

Das Kompositorische kann sich nur im fiktionalen Bereich entfalten. Entsprechend zeigte sich Inglin nach Erscheinen des «Werner Amberg» verärgert, weil für die Schwyzer das Aufspüren der Urbilder offenbar interessanter war als der Kunstcharakter des Romans. So schreibt er Paul Kamer, einem Lehrer aus dem genannten Schwyzer «Kolleg»: «*Die Wirkung meines «Werner Amberg» auf die Schwyzer erweckt, was zu erwarten war, den Anschein, als ob ich einen Schlüsselroman geschrieben hätte. Sie können am ehesten ermessen, wie wenig das zutrifft, und wie gleichgültig*

² KBSZ, NI W 18.03 [Manuskript «Werner Amberg», S. 359].

es mir sein muss, ob man hinter meinen Gestalten die Urbilder erkennt oder nicht, und wie hinfällig das Buch wäre, wenn es auf dergleichen angewiesen bliebe.»³

Aristoteles: Dichtung zielt auf «Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit»

Wenn derart das Erzählte in den Bereich der Fiktion zu verweisen ist, so kann man sich bei oberflächlicher Betrachtung fragen: Warum wandern denn doch Fakten aus der Realität in die Fiktion? Warum basiert die «Jugend eines Volkes» auf damals akzeptierten historischen «Fakten», und warum geht vor allem der «Schweizer Spiegel» den Ereignissen des Ersten Weltkriegs entlang? In einem Aufsatz «Zur Arbeit am Schweizer Spiegel» betont Inglin, ein «vorrheischendes Anliegen» seiner Arbeit und damit meint er wohl seine schriftstellerische Arbeit generell, «galt der Wirklichkeitsnähe, der höchsten Wahrscheinlichkeit und Lebendigkeit. Mit dem Naturalismus seligen Angedenkens, der den Abklatsch des Wirklichen gab, hat dies nichts zu tun.»⁴ Da der Naturalismus so deutlich verworfen wird, ist also nicht mit einer «Wirklichkeitsnähe» nach Massgabe von Wissenschaften oder eines Sekundenstils zu rechnen. Hingegen verweist ein Ausdruck wie «Wahrscheinlichkeit» auf Aristoteles. Die Poetik dieses «alten Griechen» zielt ja stark auf Wahrscheinlichkeit und hat im Grunde das poetische Denken im Abendland immer wieder bestimmt, vor allem das Denken, das auch die Tradition prägt, die für Inglin wichtig war.

Aristoteles erläutert, die Dichtung sei im Vergleich mit der Geschichtsschreibung nicht zu verachten; «denn die

Dichtung teilt mehr das Allgemeine, die Geschichtsschreibung hingegen das Besondere mit. Das Allgemeine besteht darin, dass ein Mensch von bestimmter Beschaffenheit nach der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit bestimmte Dinge sagt oder tut – eben hierauf zielt die Dichtung, obwohl sie den Personen Eigennamen gibt.»⁵ Oder auch: Der Geschichtsschreiber teile mit, «was wirklich geschehen ist», der Dichter indes das, «was geschehen könnte, d.h. nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche»⁶. Dabei ist auch die eine Stelle zu beachten, die besagt, dass Personen, «die wirklich gelebt haben», die Glaubwürdigkeit erhöhen, da es «im Falle des wirklich Geschehenen offenkundig ist, dass es möglich ist – es wäre ja nicht geschehen, wenn es unmöglich wäre»⁷. Von da her macht es durchaus Sinn, dass Inglin in «Jugend eines Volkes» auch die «Ereignisse» aus der eidgenössischen Freiungstradition erzählt und in eins damit urkundlich erwähnte Figuren wie Walter Fürst, Werner Stauffacher oder Konrad ab Iberg auftreten lässt. Und ebenso können im «Schweizer Spiegel» Figuren wie General Wille (1848–1925) oder Bundesrat Arthur Hoffmann (1857–1927) ihre Relevanz haben. Oder auch der rührige Pater Paul Styger (1764–1824) in «Ehrenhafter Untergang», selbst wenn wir fast nicht glauben können, dass ein Kapuziner-Pater derart Kanonen schiebt und sich reisserisch und mutig ins Kriegsgeschüll wagt und dazwischen auch noch die Messe liest, freilich in Ungeduld, denn das Schlachtgeschehen ausserhalb des Gotteshauses scheint ihn mehr zu locken. – Aber: Es gab diesen heissspornigen Pater wirklich.⁸

Wichtiger für den aristotelischen Wahrscheinlichkeitsbegriff indes die per Plausibilität oder Kausalnexus (ursächlichen Zusammenhang) erreichte Glaubwürdigkeit. In einem Entwurf auf einem Zettel, der ins Tagebuch 1913–1920 eingelegt ist, notiert Inglin, Dido stösse sich das Schwert des Aeneas in die Brust, und er ermahnt sich: «alles muss mit grösster Notwendigkeit geschehen»⁹. Auch in seinen Notizen zur Literatur betont er immer wieder die Notwendigkeit, die durch Gestaltung und kluge Auswahl aufgebaut werden müsse, um so einen Passus im Werk, das Finale einer Sequenz oder des ganzen Textes zu begründen.¹⁰

Schillers und Goethes Ästhetik als Vorbild

Auch Schiller ist in diesem Zusammenhang interessant. Er sagt in seinen «Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen», die Kunst generiere einen «aufrichtigen Schein».

³ KBSZ, NI K 538 [Briefwechsel Meinrad Inglin–Paul Kamer].

⁴ Inglin, Zur Arbeit am «Schweizer Spiegel», S. 47.

⁵ Aristoteles, Poetik, S. 29, 31. [Die S. 30 ist durch den griechischen Urtext besetzt.]

⁶ Aristoteles, Poetik, S. 29.

⁷ Aristoteles, Poetik, S. 31.

⁸ Siehe zum Beispiel Ochsner Martin, Kapuziner Pater Paul Styger, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, 25–26/1916–1917, S. 1–555.

⁹ KBSZ, NI M 23.01 [Summarischer Entwurf eines Dido-Dramas auf einem ins Tagebuch 1913–1920 eingelegten Blatt].

¹⁰ Vgl. Inglin, Notizen, passim.

Gemeint ist ein Schein, eine Fiktion also, die «sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt». Der Schein ist also gerade darum «aufrichtig», weil er den Schein, mithin die Fiktionalität, zugibt. Dies muss umgekehrt nicht zwingend heissen, dass dieser ästhetische Schein «ohne Realität sei, wenn nur unser Urteil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt; denn soweit es auf diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches»¹¹. Zum ästhetischen Charakter gehören auch bei Schiller die Gestaltung und das Leben, die Kunst zeigt sich als «lebende Gestalt»¹². Die «Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen» sind hier zitierwürdig, weil dieser Briefessay als Ausdruck der Freundschaft zwischen Friedrich Schiller und Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) gilt, die beide für Inglin wichtig waren. Seine ästhetischen Ansichten seien «im Wesentlichen diejenigen Goethes und Schillers zur Zeit ihres Zusammenwirkens», schreibt Inglin im Juli 1920, mitten in der Arbeit an seinem ersten publizierten Roman, nämlich an der 1922 erschienenen «Welt in Ingoldau», seinem Kommitonen Nicolo Giamara; dazu passt, was er «als endgültige Grundlage meiner eigenen Anschauungen und aller neueren Ästhetik überhaupt»¹³ betrachte: eben die «Ästhetischen Briefe».

Schiller und Goethe sind aber auch Beispiele dafür, dass der Stoff, also in unserem Fall die historischen Abläufe und Zusammenhänge, wenn auch nicht die Hauptsache, so doch auch nicht einfach ohne Belang ist. Vielmehr hat ja gerade Schiller immer wieder historische Stoffe gewählt, und Goethe nennt im Brief an Schiller vom 14. Oktober 1797 jene poetische Kraft, die auch aus einem mit Bedacht gewählten historischen Stoff zu gewinnen ist. Mit Bezug auf die Tell-Fabel betont Goethe, das sei ein «poetischer» Stoff, der «durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit»¹⁴ gelange; die schon damals diskutierte Frage der historisch-faktischen Wahrheit Tells steht gar nicht zur Diskussion. Und Schiller antwortet am 30. Oktober, die «Idee vom Wilhelm Tell» sei sehr glücklich, es sei gut, wenn er, Goethe, den «völlig lokal-charakteristischen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung» behandle. Allerdings hat dann Schiller selber diesen Stoff behandelt, wie wir wissen, obwohl ihm dann die «Frischheit der Stimmung» in einem genuinen, von der konkreten Landschaft inspirierten Sinne gewiss fehlte, war er doch selber nie in Tells Gegend. Wichtig war ihm indes für seine Arbeit: Gerade «aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehen»¹⁵. Ganz unwichtig ist also der historische Stoff doch nicht.

Viele Stellen bei Inglin, der Goethe ohnehin hoch schätzte, weisen in diese Richtung: Die «Wahrheit» eines Kunstwerks bleibt nicht beim Stofflichen, kann aber – als das «geistreiche Leben» – daraus hervorgehen. Die stofflichen Elemente öffnen sich in ihrem Zusammenhang auf ein neues Sinnspiel. Und daraus erwächst neuer Sinn, die dem Kunstwerk eigene Wahrheit, die alle Eindeutigkeit unserer Alltagsbegriffe übersteigt, die aber auch jenseits aller Eindeutigkeit – gewissermassen auf einer höheren Ebene – denn doch auch tatsächliche historische Situationen, Konflikte und Dynamiken erhellt.

Kunstwerk mit göttlicher Dimension

Es ist eine Wahrheit, die in transzendentale Sphären hinüber-spielen kann. Darum sei ein kurzer Blick ins Neue Testament erlaubt, zu einer Stelle, wo der Wahrheitsbegriff vorkommt. Als Jesus in der Passionsgeschichte verurteilt werden soll und darum vor dem römischen Statthalter Pilatus steht, betont er, sein Reich sei nicht «von dieser Welt»¹⁶ und er sei «in die Welt gekommen, um für die Wahrheit Zeugnis abzulegen»¹⁷. Da fragt ihn dieser Pilatus: «Was ist Wahrheit?»¹⁸. Offenbar ist die Wahrheit hier nicht einfach die Übereinstimmung zwischen Erkenntnis und erkannter Sache, die gewöhnlich wie selbstverständlich mit dem Wahrheitsbegriff vorausgesetzt wird. In diesem Bibel-Hinweis übersteigt er unser Alltagsverständnis. Theologisch wäre doch eine Erklärung möglich: Jesus Christus – gemäss dem Konzil von Chalcedon von 451 «wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch» – agiert in der Welt, aber darin will er von einer «Wahrheit» Zeugnis ablegen, die nicht von unserer Welt ist, also mit unseren politisch-weltlichen Kategorien auch nicht erfasst werden kann. Insofern

¹¹ Schiller, Über die ästhetische Erziehung, S. 111 (26. Brief).

¹² Schiller, Über die ästhetische Erziehung, S. 68 (Beginn 15. Brief).

¹³ KBSZ, NI K 363.03.02 [Brief an Nicolo Giamara vom 29.7.1920]. Vgl. hierzu auch Annen, Natur und Geist, S. 291–344.

¹⁴ Briefwechsel Goethe–Schiller, S. 485.

¹⁵ Briefwechsel Goethe–Schiller, S. 491.

¹⁶ Johannes 18.36.

¹⁷ Johannes 18.37.

¹⁸ Johannes 18.38.

gleicht sie der «Wahrheit» der Literatur, die ihre Szenen und Motive auch aus dem weltlichen Substrat bezieht, sie aber in Sinnspiele bringt, aus denen dann eine höhere Sphäre aufsteigt, sei das nun einfach eine geistige, eine heilige oder göttliche. Ein solcher theologischer Hinweis mag für viele gesucht erscheinen, im Zusammenhang mit Inglin an den Haaren herbeigezogen. Aber schon der angehende Autor mag wirklich an diese doppelte Wahrheit gedacht haben, notierte er doch am 8. Januar 1918 in sein Tagebuch: «Das grösste Kunstwerk wurde gelebt: Christus.»¹⁹ Die göttliche Dimension mitzudenken, das ist aufgrund der Hervorhebung des Hoheitstitels «Christus» hier gewiss möglich, ja sogar geboten. Und dass Inglin ausgerechnet das Partizip «gelebt» unterstreicht, passt zu seinem Bestreben, das die aus dem Weltlichen bezogenen Szenen und Motive in höchster «Lebendigkeit» gestalten will.

In «vorgeschichtliche Dämmerung» abgetaucht

Damit ist die Problematik umrissen, wie sie sich für Inglin aus der Literatur- und Kulturgeschichte ergab. Dass dabei auch inhaltlich Christliches eine Rolle spielen kann, wird niemanden verwundern, der solche theologischen Zusammenhänge mitbedenkt und nicht nur Inglin's Kirchenabsenz und -kritik in Schwyz im Auge hat. Ohnehin: In die Lebendigkeit der dichterischen Darstellung, wie sie Inglin anstrebt, integriert, erscheint christliches Gedankengut nicht in der Starre der Beichtspiegel oder anderer kirchlicher Normierungstendenzen. Das wäre auch erstaunlich, denn deren Konformitätsdruck wird bereits im Roman «Welt in Ingoldau» (1922) der Kritik unterworfen.

¹⁹ KBSZ, NI M 23.01 [S. 47 im Tagebuch 1913–1920; Unterstreichung vom Schriftzug her von Inglin selber].

²⁰ Agamben, Geheimnis des Bösen, S. 15.

²¹ So auf einem im Tagebuch 1913–1920 eingelegten Zettel. Die beiden Notizen auf diesem Zettel sind in Inglin's Schrift überschrieben mit «Notizen aus einem Heft von 1913».

²² Inglin, Vom Umarbeiten, S. 54.

²³ KBSZ, NI K 731.02.05 [Brief an De Haas vom Montana-Verlag vom 12.8.1933].

²⁴ KBSZ, NI K 731.02.05 [Brief an De Haas vom Montana-Verlag vom 12.8.1933].

Die Kirche hat auch im Roman «Jugend eines Volkes» ihre bösen Seiten, der menschlichen und gesellschaftlichen Gesundheit nicht förderliche. Sie ist aus Gutem und Schlechtem gemischt, eine «ecclesia permixta», um mit Augustinus zu reden,²⁰ den der junge Inglin ja auch in seinem Tagebuch zitiert.²¹ Die Kirche bringt ein Machtgehabt in die politische Situation der Innerschweizer Talschaften, die sich bereits seit ihren vorgeschichtlichen Anfängen allmählich herausgebildet hat. Inglin setzt denn auch mit seinem geschichtlichen Roman ein, lange bevor die Christianisierung im Frankenreich beginnt. Er habe, betont er in einem Aufsatz über das Umarbeiten seiner Texte, in diesem Buch aus einem «Überdruss am Realismus» weit zurück in die Vergangenheit seines eigenen Herkunftsorts gegriffen, «um im Unbekannten mit aller dichterischen Freiheit neu anzufangen». In «die vorgeschichtliche Dämmerung» sei er abgetaucht, «bis mich nur noch sagenhafte Ansätze umgaben. Hier war mir frisch und anfänglich zumute, ich atmete eine unverbrauchte Luft, ich ging, wo noch niemand gegangen war, und sah bis zum örtlichen Geschichtsanfang hinauf die schönsten Möglichkeiten».²²

Aber immerhin: Der eigene Herkunftsraum ist doch erkennbar, so stimmt zum Beispiel der literarische Raum dieses Volkes, das seine Jugend erlebt, gut mit Inglin's eigenem Lebensraum überein. Inglin selber deutet das in einem Brief an, wo er zur Begründung der Stoff- und Motivwahl in «Jugend eines Volkes» sagt, er sei «ein eingeborener Schwyzer, der immer noch in Schwyz wohnt, wo seine Vorfahren schon im 13. Jahrhundert gewohnt haben»²³. Diese Topografie wurde natürlich von vielen Schwyzern wiedererkannt. Ebenso erinnern Namen aus dem Roman an solche, die in Schwyz immer noch gebräuchlich sind. Beispiele wären Namen wie «ab Iberg» (bei Inglin zum Teil mit «I», heute in Schwyz in der Regel mit «Y»), «Imhof», «Ulrich» oder «von Rickenbach», aber auch «Blüemmo», eine Vokalfolge, die sich leicht mit dem in Schwyz und Umgebung anzutreffenden Familiennamen «Blum» assoziieren lässt.

Auffallend ist Inglin's Freiheit im Umgang mit seinem Stoffsubstrat, wo es um eine sehr bekannte Figur aus der Befreiungstradition geht, nämlich um die Tells. Da weicht er ab von der Tradition, was im Geschichtsverständnis der Dreissigerjahre für viele auch hieß, er hielt sich nicht an die historische Wahrheitsverpflichtung: «Den Namen Thietger für Tell hab ich glatt erfunden!»²⁴, schreibt er seinem Verleger. «Thietger» also ist aus Inglin's eigener Optik ein Name, der, um das mit Schiller zu formulieren, «sich von allem Anspruch auf [damals geglaubte] Realität

ausdrücklich lossagt»²⁵. Unter einem ästhetischen oder poetischen Gesichtspunkt ist die historische Entsprechung nicht wichtig. Allerdings mag Inglis mindestens nach der Veröffentlichung des Romans an politische Konnotationen dieses germanisch klingenden Namens gedacht haben, verteidigt er sich doch im bereits zitierten Brief: «Ich bin meinem Wesen nach ein völlig unpolitischer Mensch, ich gehöre keiner Front an und werde mich nie ins Getümmel mischen, solang unsere Freiheit nicht ernstlich bedroht ist.»²⁶ Dort wo er im Zusammenhang mit den Urschweizern politisch werde, sei das, weil ihn die historische Realität gleichsam dazu zwinge. «Was kann ich dafür, dass sich jene Urschweizer gegen kirchliche und habsburgische Ansprüche zu wehren hatten? Was kann ich ferner dafür, dass sie Alemannen sind und tatsächlich aus Norden eingewandert waren?»²⁷

Dynamik aus schriftstellerischem Werk

Indes verdient in unserem Kontext eine andere Bemerkung eine eingehendere Betrachtung: Er habe, sagt Inglis, bei der erwähnten Darstellung des Geschichtsanfangs «keineswegs» daran gedacht, sich am Schluss des Romans «noch auf die Gründungssagen oder gar auf die Schlacht am Morgarten einzulassen. Warum es zu meiner eigenen Verwunderung trotzdem dazu kam, ist eine Geschichte für sich. Lehrhafte, patriotische oder andere undichterische Absichten waren dabei nicht im Spiel.»²⁸

Im Umkehrschluss können wir folglich auf «dichterische Absichten» setzen, nicht auf die Mitteilung des historisch Tradierten. Und dies bedeutet, wenn man von der für das ganze Abendland bestimmenden aristotelischen Poetik ausgeht: Die Gründungssagen und die Schlacht am Morgarten haben sich gleichsam mit Notwendigkeit aufgedrängt – darum eben zur «eigenen Verwunderung» Inglin. Die entsprechende Dynamik kommt gewissermassen aus dem Werk, nicht direkt aus Inglin's Kopf. Anders gesagt: Die fünf Erzählungen des Romans laufen in ihrer Reihenfolge mit innerer Notwendigkeit auf die Schlacht am Morgarten hinaus. Daraus, aus der plausiblen, allenfalls sogar kausalen Verknüpfung der Ereignisse, entspringt die dichterische Wahrscheinlichkeit, nicht aus der Erwähnung einzelner Fakten. Um bereits Zitiertes zu wiederholen: Mit Aristoteles könnte man sagen, Inglis unterscheide sich vom Geschichtsschreiber dadurch, dass er nicht in erster Linie das mitteilen will, «was wirklich geschehen ist, sondern vielmehr, was geschehen könnte,

d.h. nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche»²⁹.

Geschichtliche Präzision und Erinnerungskultur

Die historisch relevante Präzision hat dabei doch ihren Wert. Bei aller dichterischen Freiheit, die Inglis das Abtauhen in «die vorgeschichtliche Dämmerung» in einem ersten Teil von «Jugend eines Volkes» ermöglichte und die ihn erfreute – sobald nach dieser «Dämmerung» ein Geschichtsanfang sich abzeichnetet, da waren ihm Belege für die vergangene Geschichte wichtig. Er habe «die geschichtlichen Quellen in unserem alten, erst halbwegs ausgeschöpften Bundesarchiv benutzt, Regesten und Chroniken, außerdem unsere Ortssagen und mündlichen Ueberlieferungen [sic!]. Die germanischen Züge der alemannischen Einwanderer hab ich von Cäsar und Tacitus, ich konnte sie mir nicht aus den Fingern saugen.»³⁰ Und beim Überarbeiten des Romans musste nach Inglin's eigener Aussage «in der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft einiges richtiggestellt und mit den Forschungsergebnissen Karl Meyers in Einklang gebracht werden, soweit das überhaupt möglich war». Was die Schlacht bei Morgarten betrifft, so erwähnt Inglis die «schreibfaulen Vorahnen», sie hätten «erstaunlicherweise kein Wort über ihren grossartigen Sieg am Morgarten hinterlassen, so dass von ihrer Seite dem späten Nachkommen alles Mögliche zu erzählen erlaubt schien»³¹. Hier stützte sich Inglis auf den «Bericht des Johannes von Winterthur» und auf «das Gelände mit seinen taktischen Möglichkeiten», sodass denn «Schlachverlauf, Bewaffnung, Zahl und Art der Gegner» doch «die schweifende Phantasie an kurze Zügel» nahmen.³²

²⁵ Schiller, Über die ästhetische Erziehung, S. 111 (26. Brief).

²⁶ KBSZ, NI K 731.02.05 [Brief an De Haas vom Montana-Verlag vom 12.8.1933].

²⁷ KBSZ, NI K 731.02.05 [Brief an De Haas vom Montana-Verlag vom 12.8.1933].

²⁸ Inglis, Vom Umarbeiten, S. 54.

²⁹ Aristoteles, Poetik, S. 29.

³⁰ KBSZ, NI K 731.02.05 [Brief an De Haas vom Montana-Verlag vom 12.8.1933].

³¹ Inglis, Vom Umarbeiten, S. 55.

³² Inglis, Vom Umarbeiten, S. 55.

Zu vermuten ist, dass Inglin heute den «Bericht des Johannes von Winterthur» auch historisch kritischer einschätzen würde, denn dieser wurde mehr als 20 Jahre nach der Schlacht verfasst und widerspricht zum Teil einer anderen Darstellung aus dem Jahre 1316. Zudem ist der Kriegsverlauf nur allzu offensichtlich an einige Passagen aus dem alttestamentlichen Buch Judith angelehnt, zum Teil sogar wörtlich.³³ Inglin wusste in solchen Fällen sonst durchaus zu relativieren: «*Die Gründungssagen werden sich mit den nachweisbaren dürftigen Tatsachen nie ganz decken, aber sie haben ihre eigene Wahrheit und ihr eigenes Leben, das gesteht ihnen heute erfreulicherweise auch der Historiker zu. Wir wären ja übel dran, wenn wir in den Volksepen nur noch das geschichtlich Verbürgte ernstnehmen wollten.*»³⁴

Um das Bisherige zusammenzufassen: Diese nicht zwingend faktenbasierte eigene Wahrheit ist eine dichterische, die aufgrund der aristotelischen Wahrscheinlichkeitspoetik gleichsam zwangsläufig zur Schlacht am Morgarten führt. Die Glaubwürdigkeit, die daraus hervorgehen soll, kann zwar gewiss durch genaue Benennung aussertextlicher Begebenheiten gestützt werden. Wichtiger aber ist innerhalb des sprachlichen Kunstwerks der Zusammenhang, die Plausibilität, allenfalls sogar die Kausalität. Entsprechend kommt es Inglin noch für die Umarbeitung des Romans darauf an, dass «etwas besser begründet werden»³⁵ muss und Episodisches zurückgedrängt werde. Was so im Kleinen geschieht, entspricht dem ganzen Textgebilde: Es ist eine Begründung des Schlusses, auf den hin wir ja in der Literatur eigentlich immer wieder lesen.

«Jugend eines Volkes»: «Zwangsläufigkeit» bis zur Schlacht am Morgarten

Was ist es denn konkret im Text, das in der Schlacht am Morgarten zu seinem Ende kommt, aber schon vorher im Romantext angelegt ist? Gewiss, es sind die Habsburger, die – so sieht es eine landläufige Erzählung – das Talvolk der Schwyzer und ihre Verbündeten angreifen. So weit ist das ein politisches «Faktum», das auch in einem Geschichtsbuch mit nationalpädagogischer Absicht stehen kann. Die Schlacht als kurzer Krieg ist demzufolge nach Carl von

³³ Michel, Die Schlacht, S. 6.

³⁴ Inglin, Vom Umarbeiten, S. 54.

³⁵ Inglin, Vom Umarbeiten, S. 53.

Clausewitz' berühmtem Diktum eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Nicht zu übersehen ist aber, dass neben den historisch-politischen «Fakten» im Roman andere Faktoren zählen: Die Habsburger, die sich zum Krieg «gegen das Volk der Täler» rüsten, sie sind im Roman auch die «nimmersatten Herren der Zeit». Das Adjektiv «nimmersatt» wird heißen: Die Habsburger bekommen nie genug. Diese Unersättlichkeit bezieht sich wohl auf die Macht, denn Herren, das sind die Gebieter, im mittelalterlichen Lehenssystem gemäss den nationalpädagogischen Geschichtsbüchern auch die Gebieter über jene Schwyzer, die sich im Lauf der Zeit als Macht-Widerstand erwiesen haben. In ihrer Unersättlichkeit wollen die Habsburger diesen Lauf der Geschichte unter ihre Kontrolle bringen. So gelesen, steht die Zeit als Genitivus objectivus. Man kann die «Zeit» jedoch auch als Genitivus subjectivus lesen: Die Habsburger sind zwar die Herren, die Gebieter, aber sie sind nach dieser Lesart gar nicht selber logisches Subjekt, das ist vielmehr die Zeit selber. Die Zeit, der Lauf der Geschichte hat sie demzufolge in diese Machtposition gebracht – nicht sie selber. Aus dem Ausdruck «Herren der Zeit» springt uns Lesende also eine Ambiguität an, die in der Gesamtstruktur des Romans «Jugend eines Volkes» ihren Sinn hat, die aber in einem wissenschaftlichen Geschichtswerk wegen ihres Mangels an Eindeutigkeit und an faktischer Referenz wohl problematisch wäre.

«Unersättlichkeit» problematisiert

Auch die angesprochene «Unersättlichkeit» weist in mehrere Bedeutungsräume. Sie hat neben dem historischen auch einen psychologischen Aspekt und in Verbindung mit der Zeit sogar einen theologischen. Denn nur Gott – so sieht es zumindest die (in «Jugend eines Volkes» mehrfach konnotierte) christliche Tradition – ist absolut zeitmächtig. Dem Menschen sind gerade in seiner Zeitlichkeit immer Grenzen gesetzt. Die Macht über die Zeit an sich zu reissen, sich im Sinne eines Genitivus objectivus zu «Herren der Zeit» aufzuschwingen, das ist unter theologischen Gesichtspunkten Hybris, Hochmut.

Die heutige Psychologie mag darin narzisstische Tendenzen erkennen. Das würde gemäss verschiedenen Theorien auch erklären, was zum Aufrüsten auf Seiten der Habsburger führt und schliesslich zum politisch-militärischen Eingreifen treibt: ein Ressentiment, eine psychische Abneigung, eine seelisch erfahrene Grenze, die narzisstisch nicht

akzeptiert werden kann. Was in der Befreiungstradition als berechtigtes Autonomiebestreben gilt – hier ist es die Unbotmässigkeit der Schwyzer, die aus der Sicht der Habsburger beziehungsweise des Königs aus österreichischem Haus sowie der katholischen Kirche nachgerade eine Strafaktion herausfordert.

«König Friedrich aus dem Haus Österreich gebot entrüstet, diese Bauern, die sich vor seinen Augen auf unbegreiflich vermessene Art seiner Herrschaft entzogen, endlich gnadenlos zu züchtigen. Das Oberhaupt der römischen Kirche hatte die Züchtigung seiner alten Gegner zürnend schon mit der schärfsten Waffe begonnen; in der ganzen Diözese hatten die Vikare des Bischofs von Konstanz bei brennenden Kerzen unter Glockengeläute Bann und Interdikt über die Schwizer Markgenossen verkündet. Der König führte den zweiten Streich und verhängte die Reichsacht über das gebannte Volk.»³⁶

Diese Charakterisierung entspricht allenfalls der mündlichen Überlieferung, wie sie Inglin kannte, oder den Quellen, die er damals vorgefunden hat. Aber aus wissenschaftlich-historischer Perspektive ist sie problematisch, zumindest heute. In den Darstellungen bis weit ins 20. Jahrhundert kamen die «Schwizer» Bauern heldenhafter daher als sie wohl waren, dies nicht zuletzt, um die Schlacht deutlich als Befreiungsleistung zu profilieren.

Aber in unserem Zusammenhang ist die historische Relevanz gar nicht so wichtig. Denn nochmals: Dem Romanerzähler geht es um die Psyche der Herrschenden. Wohl darum – um die Identifikation des Lesers mit den Angreifenden zu fördern – nimmt der Erzähler im zitierten Passus die Perspektive König Friedrichs ein: Die «unbegreiflich vermessene Art» der Schwyzer Bauern stimmt vornehmlich aus der Optik dieses Monarchen; die «gnadenlose Züchtigung» ist die Folge daraus. Er bietet denn auch «mit grimmiger Genugtuung» ein Heer auf, was im Romankontext nicht einer gewissen Ironie entbehrt: Denn die «unbegreiflich vermessene Art», die Habsburg den Talbewohnern zuschreibt, ist im Grunde Habsburgs eigene Art. Psychologen könnten versucht sein, von projektiven Zuschreibungen zu sprechen, etwa aus verletztem Narzissmus. Dieser äussert sich in einer psychisch deformierten Urteilskraft, die auch numerisch durchschlägt: Dieses Heer war eigentlich ein «unwürdiges Aufgebot» gegenüber den Schwyfern und ihren Verbündeten, einer siebenmal geringeren «bäuerlichen Streitschar» (JV 130)³⁷. Lohnt sich ein solcher Krieg überhaupt für einen Herzog wie Leopold? Jedenfalls: Ein «Kampf mit verachteten Bauern galt ihm auch gar nicht als ruhmwürdiges Unterfangen», insofern ist also der politische Erfolg

gar nicht entscheidend. Nach dem Romantext treibt eine andere Kraft zu dieser berühmten Schlacht: denn «die Rache schmeckte dem Herzog süsser als die Ehre des Kriegers» (JV 130).

Auch die Schwyzer sind nicht frei von psychischen Strebungen. Sie schauen «mit grimmiger Neugier» die Ritter an, «aber ihre Neugier erlosch vor der stolzen Macht des wachsenden Aufzugs, die gegen ihr bescheidenes Land und geringes Volk gerichtet war; den österreichischen Adel hatten sie als ihren Feind wohl immer kräftig verwünscht, aber jetzt packte sie der Zorn im Herzensgrund, sie bekamen böse Augen, sie wussten nur noch, dass diese mächtigen Herren wie Raubtiere über sie herfallen wollten, und wünschten nichts anderes, als sie totzuschlagen», einige «entblößten die Zähne vor Wut und Spannung» (JV 149).

Auch «Bann und Interdikt» der kirchlichen Macht dürften zum Ärger der «Schwizer Markgenossen» beigetragen haben.

Religiosität, Demut und Humanität ...

Mit den kirchlichen Massnahmen ist vorerst nur der institutionell-politische, noch nicht der theologische Aspekt angesprochen. Ihm zufolge wäre auch zu betonen: Gott übersteigt in seiner Transzendenz jede Abhängigkeit von Menschen und entzieht sich dem menschlichen Verständnis, zumindest partiell: «Die notwendige Schlacht stand aber vor dem Volk der verbündeten Täler wie die ununterbrochen durchblitzte Schwärze eines furchtbaren Gewitters, das Gott der Herr trotz allem Gebet und Opfer der Bedrohten nicht abwenden will.» (JV 131) Mit dem König oder dem Papst könnte man politisch verhandeln – mit Gott nicht. Was ihn betrifft, so kann man «nur» beten, und daraus entspringt «nur» Hoffnung, nicht ein gesichertes Verhandlungsresultat. «Der Papst hat uns mit Bann und Interdikt belegt, unsere Kirchen sind geschlossen, unser geistlicher Herr von Wintersberg hat sich gedrückt. Wir brauchen sie nicht, mögen sie dem Feinde helfen. Uns aber möge der allmächtige Gott helfen! Dafür wollen wir jetzt beten!» (JV 137)

Dass diese Religiosität in der Gesamtanlage von «Jugend eines Volkes» wichtig ist, zeigt die Figur des alt Landam-

³⁶ Inglin, Jugend eines Volkes, S. 130. Im Folgenden direkt im Text nachgewiesen mit der Abkürzung JV und Seitenzahl.

³⁷ Es gibt keine zeitgenössischen verlässlichen Quellen zu Zahlenverhältnissen beziehungsweise «Aufgebotsgrößen» beiderseits.

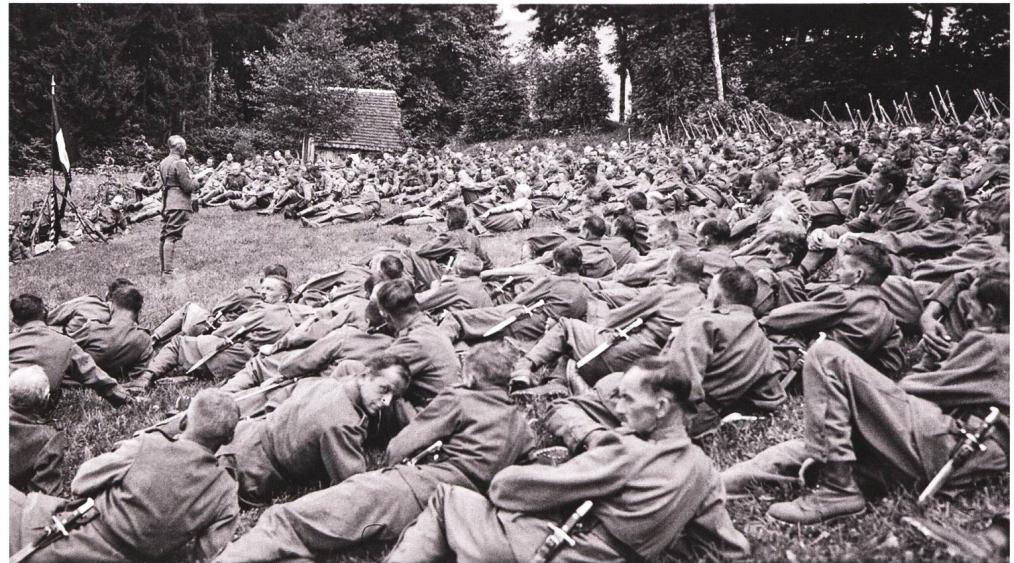


Abb. 3: 1. August 1941, Oberleutnant Meinrad Inglin liest die Erzählung «Die Schlacht» aus «Jugend eines Volkes» auf dem Benkner Büchel in der Linthebene.

manns Konrad ab Iberg, den der Autor das Schlachtgelände besuchen lässt, obwohl dieser greise Mann wegen seines Alters nicht mehr aktiv im Schlachtgetümmel mitmachen kann. (JV 137)

Mit dieser Figur kommt eine Optik ins Spiel, die den Tod bedenkt, damit eben auch die zeitliche Begrenztheit des Menschen. Spätestens im Tod merkt jeder, dass er die Zeit nicht voll im Griff hat. Der alte ab Iberg zeigt ambivalente Gefühle: «*Erschlagene und Sterbende, die kreuz und quer auf der Straße und den Borden entlang im Blute lagen, lachte er durch Tränen an.*» (JV 153)

Doch das Mitgefühl scheint überhandzunehmen. So sehr die «Schwizer» ihren «Sieg» bejubeln, so bringt der alte ab Iberg doch eine andere Dimension ins Spiel, indem er ihren aktuellen Landammann Stauffacher von seinen militärischen Pflichten abhält, sie in Humanität umwandelt. «*Der Greis nahm den Landammann am Arm. „Werni“, sagte er leise, „hilf mir den jungen Mann da auf den Rasen hinübertragen. Er stirbt. Ich will solang bei ihm bleiben.“ Stauffacher blickte den Alten forschend an, dann nickte er, trug den Jüngling vom Straßenrand weg und legte ihn auf den Rasen.*» Übermut in Siegerpose ist nicht angebracht:

«*Werni*», fuhr der Alte fort, «*werdet nicht übermütig! Schau, wie sie da herumliegen! Ich habe manchen gekannt, und*

von manchem den Vater. In den meisten hat doch ein edles Herz geschlagen, und fast alle sind in weiser Zucht zu Herren erzogen worden, mögen sie sich oft auch lästerlich gehalten haben. Das Volk da draußen war nicht viel ohne sie. Und, Werni, zu Dingen waren sie berufen, von denen ein Bauernvolk nichts weiß und wissen kann. Es waren erlesene, tapfere Menschen, dawider hilft kein Hass. Da liegen sie hingeschlachtet! Sie haben verloren. Sie besassen alles, Adel, Reichtum, Kriegserfahrung und mächtigen Anhang, sie waren die Herren der Zeit. Da hat sie Gott verlassen ... der Sieg ist uns zugefallen ... nur die Einfalt wird darin nichts Weiteres sehen.» (JV 155–156)

In Gerechtigkeit will alt Landammann ab Iberg auch auf die militärisch-politischen Gegner blicken. Er will den «Sieg» nicht widerrufen. Aber er will die Entscheidung nicht allein dem Zeitlichen überlassen.

Der gerechte Blick auf die Verwundeten führt ihn zu dem, was die Theologie als «heiligen Zorn» bezeichnet – und was auch für die Eidgenossen dort möglich ist, wo der Blick sich frei macht vom Zeitlichen, von dem, was die Zeit in die horizontale Dimension eines historischen Augenblicks anschwemmt. Der Blick auf dieses Zeitliche ist trotz allem durch eine vertikale Dimension justiert, will den Gottesbezug wahren.³⁸

Dass Inglin die Figur des alt Landammanns ab Iberg halbwegs im Schlachtgewimmel auftreten lässt, aber ohne dass er mitkämpft, hat von da her seine Richtigkeit: Er hält sich auf einer symbolischen Ebene fern von den zeitlich

³⁸ Vgl. Basset, Sainte Colère, S. 277.

bedingten Frontstellungen, wie überhaupt «heilig» in einem älteren Sinn eigentlich «abgesondert» bedeutet.³⁹

... statt «geistige Landesverteidigung»?

Wenn also Inglis hier sich auf Gott bezieht und sogar den heiligen Zorn anklingen lässt, so hat das nicht die vaterländisch kämpferische Note wie sie seit Ende des 19. Jahrhunderts und dann bis weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts, schon gar im Zuge der geistigen Landesverteidigung, in die alten Bundesbriefe hineinprojiziert wurde, die ja auch mit einer *Invocatio Dei* eröffnet sind. Gewiss zwar, die Vertreter der «Schwizer Markgenossenschaften» und ihre Verbündeten begaben sich «an das friedlich verschneite Ufergelände zu Brunnen. Sie erweiterten die alten Satzungen, beschworen sie und schrieben sie auf Pergament, Urkunde allen folgenden Geschlechtern.» (JV 158) Und auch der Bund von Brunnen wird explizit im Namen Gottes beschlossen.

Aber dennoch: Es geht im Roman nicht allein um das politische Vaterland, auch für den ganzen Roman nicht:

«Ich habe die Jugend eines Volkes nicht aus patriotischen Gründen geschrieben, sondern weil mich der Stoff künstlerisch, dichterisch, erzählerisch lockte. Die patriotische Note, die durch das Schweizerwappen ohnehin mehr betont wird als mir lieb ist, hat das Buch mit jedem beliebigen Schmarren gemein und soll nicht im Titel auch noch zum Ausdruck kommen. Sie ist ohne jede Beweiskraft für den Wert einer Dichtung, sie wirkt sogar eher verdächtig.»

Überdies ergebe sie sich nur «aus dem Stoff». ⁴⁰ Entsprechend regt Inglis auch an,

«dass man die italienische Ausgabe nicht so patriotisch aufzieht wie die französische und ihr damit von vornherein den Übertritt ins Ausland verwehrt. Ich wollte kein eidgenössisches Lesebuch schreiben, sondern eine Dichtung, die in andern Ländern doch wohl auch gelesen werden kann.»⁴¹

Es geht nicht nur um politische Freiheit, vielmehr wirkt da eine genuine religiöse Dimension hinein: «Doch alle Verbündeten blieben auch des allmächtigen Gottes eingedenkt, und ihre Landsgemeinden gelobten einträchtig, den Tag des Sieges wie einen Aposteltag zu feiern.» (JV 157) Das schliesst die Kritik an der katholischen Kirche als Institution nicht aus; Inglis wusste, dass einige Stellen für Katholiken anstössig klingen konnten. Es ist vielleicht bezeichnend, dass er seinem Verlag den Theatermann Oskar Eberle (1902–1956) als Rezensenten empfiehlt, einen Katholiken, der über die Kunst, zum Beispiel als Verfasser geistlicher Spiele, christliche Konstellationen zur Darstellung brachte. Er

werde «bestimmt dafür [für das Buch «Jugend eines Volkes»] Reklame machen, und zwar in katholischen Kreisen, was in Anbetracht gewisser Stellen in meinen Buch von Wichtigkeit ist»⁴².

Kein Tell-Stereotyp

Eine Figur, die gar nicht christlich und also auch nicht katholisch wirkte, ist der bereits genannte Wilhelm Tell.

«Die Diener Gottes, die ihn bekehren wollten, verstand er nicht; ihrer berühmten Macht im Geheimnis des heiligen Messopfers hielt er sein unschuldig heiteres Herz entgegen. Er lebte als Jäger und friedlicher Hirt. Aber darauf erschlug er einen Klostermann, der von seinem Gut den Zehnten des Ertrages nach manchem vergeblichen Geheiss mit den Waffenknnechten des klösterlichen Schirmvogts erzwingen wollte.» (JV 82)

Tell ist im eidgenössischen vaterländischen Diskurs ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine patriotische Figur, besonders im Zuge der geistigen Landesverteidigung.⁴³ Nur: Er weist bei Inglis eben nicht allein in diese Sphäre, wenigstens nicht im allgemein bekannten traditionellen Sinn. Wir haben schon ein Bekenntnis Inglin zu dieser Figur zitiert: «Den Namen Thietger für Tell hab ich glatt erfunden!»⁴⁴ Offenbar will der Autor gerade hier nicht einfach das bekannte Tell-Stereotyp der Befreiungstradition aufrufen. Auch Tell selber will nicht auf eine mit seinem bekannten Namen verbundene patriotische Identität festgelegt werden. Auf die Frage, wie er denn bei den Urnern heisse, lesen wir nur: «Thietger schwieg, man wusste nicht grollend oder gefügig, aber Mechthild [das ist im Roman seine Frau], die neben ihm getreten war, antwortete errötend:

³⁹ Vgl. Basset, Sainte Colère, S. 249: «Rappelons que, dans la Bible, «saint» signifie mis à part, séparé pour être rendu puissant par Dieu. Est donc sainte la colère qui me sépare du chaos douloureux où je suis englouti-e, et celle qui me sépare de ces humains hostiles, incompténts ou indifférents auxquels je me raccrochais désespérément.»

⁴⁰ KBSZ, NI K 13.02.02 [Brief an Albert Müller Verlag Zürich vom 26.1.1938].

⁴¹ KBSZ, NI K 731.02.10 [Brief an de Haas vom 5.3.1937].

⁴² KBSZ, NI K 731.02.04 [Brief an de Haas vom 10.6.1933].

⁴³ Vgl. de Capitani François, Wilhelm Tell, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version: 17.12.2013, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017475/2013-12-17/> [Status: 10.9.2021].

⁴⁴ KBSZ, NI K 731.02.05 [Brief an de Haas vom 12.8.1933].

«Der Tell!» (JV 86) Der Name Tell hat offenbar in dieser Romanwelt nicht die Reputation wie zuweilen in jener Schweiz, deren Mentalität sich unreflektiert aus der Befreiungstradition speist. Er ist, wie schon bei Schiller, ein Einzelner und ein Aussenseiter. Er entzieht sich der Diktatur der allgemeinen Meinung – und ist gerade darum wichtig für die Demokratie, wie der Schriftsteller Thomas Hürlimann auch im 21. Jahrhundert betont.⁴⁵ Er ist darum auch nicht fixiert auf einen festen Platz. Er ist ein Fährmann, wirkt auf dem Schiff und sucht auch sonst eher unwegsame, kaum zugängliche Gebiete, oft in Wassernähe. Mit Michel Foucault (1926–1984) gesprochen: Sein Platz ist die Heterotopie, gewissermassen auch ein abgesonderter Bezirk, ein Raum ausserhalb der bekannten und gesellschaftlich akzeptierten oder frequentierten Orte, sozusagen im Widerlager zur offiziellen Politik – sein Platz ist unter anderem auf dem Schiff. Das ist bezeichnend für seine Stellung innerhalb – oder eben genauer – ausserhalb der Gesellschaft, denn, so Foucault: «Das Schiff ist die Heterotopie *par excellence*.»⁴⁶ Tell führt als Fährmann, metaphorisch gesprochen, die Waldstätter zu neuen Ufern.

Tell ist aber auch bei Inglin zugleich ein Schütze. Und wichtig dabei: Wie bei Schiller überwindet er seine Naturnähe, oder wohl besser seine Affektverfallenheit, im Apfelschuss. Das Entscheidende der Apfelschuss-Szene ist bei Schiller, dass nun der Natursohn Tell seine Naturverbundenheit, seine Naivität verliert. Er wird, wie etwa sein langer Monolog in der Hohlen Gasse zeigt, in die Reflexion getrieben. Das ist bei Inglin nicht so deutlich der Fall. Aber auch Inglin's Tell sieht sich durch den Apfelschuss in einen Gegensatz zu seiner eigenen Natur versetzt, wie er ja auch beim Apfelschuss seinen Sohn – insofern ein Stück seiner eigenen Natur – förmlich vor sich hat, gar dieses Eigene gefährden, darauf zielen muss. Interessant ist dies im Kontext der geschichtlichen Entwicklung zum Christentum hin darum, weil der Apfelschuss Tell in eine bessere Vernunftkontrolle führt. Tell wird gezwungen, die Natur zu achten, und dies mit Vernunft. Sowie er schiessen sollte, fährt ein Föhnstoss in die Linde, doch dem Wind will «*der erfahrene Jäger den Pfeil nicht anvertrauen*». Dabei leitet ihn auch ein

⁴⁵ Hürlimann, Demokratie jenseits der Mehrzahl, S. 99.

⁴⁶ Foucault, Von anderen Räumen, vor allem S. 327 [Hervorhebung *par excellence* bei Foucault].

⁴⁷ Inglin hat sich immer wieder und vor allem in seiner Berner Studienzeit bei Professor Paul Häberlin (1878–1960), dessen Vorlesungen er ab 1916 besuchte, mit dem Gewissensbegriff befasst.



Abb. 4: Der Urnersee: Hier ist Inglin's Tell in «Jugend eines Volkes» nicht nur ein Schütze, sondern vor allem auch ein Fährmann. Als solcher führt Tell, metaphorisch gesprochen, die Waldstätter zu neuen Ufern.

Gefühlsimpuls: Tell sieht «*das ängstlich lächelnde Gesicht seines Knaben, das mit Gewalt sein väterliches Herz ergriff*». Daraufhin erkennt er nochmals Gessler als «*den unerbitlichen Widersacher*» (JV 117) – und jetzt, beim dritten Mal, vernunftgeleitet und ergriffen zugleich: Er trifft.

Die neuerworbene Affektkontrolle wird Tell auch beim berühmten Tellsprung helfen, schliesslich auch beim Gessler-Schuss in der Hohlen Gasse. Dass Tell hier durchaus auch im Dienste einer höheren Instanz handelt, ist immerhin zu vermuten, sagt doch Gessler, er habe den Pfeil verdient und er wolle einen Priester. «Notwendig» ist in dieser Situation auch für die «Eidgenossen», die vorgegebene Gefühlswelt zu bewahren, aber auch via Affektkökonomie zu lenken. Und so kann denn Tell, dem dies beim Apfelschuss gelungen ist, den Weg vorgeben. In die allgemeine «*atemlose Erwartung und Bereitschaft, die aus Rauflust, Rachsucht und aus Not vorsichtig oder hitzig mit Schwüren und Bünden überall wachgerufen worden*» ist, steigt «*zündend sein lautes Vorbild*». Gemäss einer Notiz Inglin's wird das Volk dank Tells Apfelschuss von seinem grossen «*Zwiespalt des Gewissens*»⁴⁷ und den damit verbundenen neurotischen Projektionen befreit. Darum kann Wilhelm Tell bei Meinrad Inglin zu einer Leitfigur werden:

«*In den Tälern aber schwang sich das angestammte Wesen des Volkes, das im Tell zutag getreten und durch ihn gehandelt hatte, aus dem christlichen Widerstreit, aus Sündenängsten, Gewissenszweifeln und unwilliger Demut mit der alten ungebrochenen Kraft empor und ging daran, das Notwendige so*

grad und einfach zu tun, wie er es getan. In die atemlose Erwartung und Bereitschaft, die aus Rauflust, Rachsucht und aus Not vorsichtig oder hitzig mit Schwüren und Bünden überall wachgerufen worden, stieg zündend sein lauteres Vorbild, das ganze Volk atmete befreit auf und glich ihm.» (JV 121)

Affektkontrolle versus Triebwelt

In der Tat ist der Gegensatz zwischen Affektregulation und unbeherrschter Triebwelt ein durchgehendes Thema in «*Jugend eines Volkes*». Schon am Angang des Romans, bei der Wanderung und der Landnahme der Alemannen, wird diese Opposition offensichtlich. Das Brüderpaar, das nach einer alten Sage für die Gründung von Schwyz wichtig wird, in einer ähnlichen Motivkonstellation wie bei Romulus und Remus übrigens, zeigt das. Während Swit besonnen und beherrscht handelt, legt Swen, sein Bruder, schon auf der Wanderung von Norden über die Holzegg ins Schwyzische Tal Ungeduld und Missmut an den Tag und schändet dann bei der Landnahme «*mit dem Schwerte spielerisch ein Tännchen*», mehr noch: Er fordert, «*dass man wohl dies ganze Waldland bis zum Gebirge unter Bot zu nehmen habe*» (JV 9). Er will sich demnach bereits zum Herrn seiner Zeit machen. Zu seinem Machtgebaren passt auch, dass er ins Haus eines immer noch im Schwyzischen Tal wohnenden, zu den Römern gehörenden Paars einbricht, «*lärmend alle Türen*» aufreisst und «*barsch*» die «*zwei überfallenen Menschen*» hinausjagt, zur Freude seiner eigenen Leute, einer «*wilden Rotte*», die sich dann nicht um die vertriebenen Menschen kümmerte. (JV 16) Impulse wie Swens Machtgelüste und Ausschweifungen, gekoppelt an einen Mangel an Affektregie, tauchen in allen 5 Erzählungen dieses Inglin-Werks immer wieder auf.

Und im Verlauf des Romans wird die Affektkontrolle immer wichtiger. Parallel dazu bleibt einerseits etwas vom Germanischen lebendig, aber ein christlicher Gottbezug scheint sich immer klarer durchzusetzen. Die christliche Religiosität steht so oft neben Überresten einer germanischen, die entsprechend als Aberglauben erscheint.

«Nur wenige Menschen standen mit festem Herzen gegen das Unheil, die meisten stürzten sich, von der inneren Seuche angesteckt, in die Verwilderation oder ließen doch wehrlos geschehen, was da wollte. Kein Vorbild wirkte, an dem sich die Tiefe des Abfalls noch ermessen ließ, kein höheres Urteil mehr war über dem Tal Swits. Die Macht stieß herauf, die von Anfang da war, und erschütterte die menschliche Ordnung wieder, die ihr abgerungen worden. Sie war im Riesen Schilti und in

seinen wüsten Genossen, sie schien in die Raubtiere gefahren und lebte als Lindwurm, Wasser und Lüfte waren von ihr besessen, gesittete Menschen widerstanden ihr nicht. Dreimal bebte auch die Erde, ihre Fugen donnerten, von ihrem Rücken stoben Schutt und Felsen zutal.» (JV 39–40)

Wie wäre den «*unholden Mächten*» beizukommen? Es ist nun interessant, dass die richterliche Gewalt erst in Verquickung mit der Religion eine Chance hat; und es ist offensichtlich die christliche; König Chlodowich, der den christlichen Glauben übernommen hat, wird zwei Mal erwähnt (JV 41 und 50). Aber entscheidend ist, was in der lebendigen Darstellung im Text menschlich ergreifender zum Ausdruck kommt als in einem politischen Faktum: Drei junge Frauen geloben, sich «*jedem Mann zu verweigern und keinen zum Gatten zu nehmen, bis das Tal wieder Richter hat, Ordnung wird, Schilti totgeschlagen und die Not abgewendet ist. Dies haben wir gelobt und gehen nicht ab davon, es möge dauern, solang es wolle.*» (JV 43)

Die Unbedingtheit dieses Versprechens zeigt auch den Verzicht auf alle irdischen, eben bedingten Stützen. Von da her ist sie folgerichtig, die opferwillige Haltung, die gefordert wird. Auch bei den jungen Männern müsste von da her neuer Mut kommen. «*Nur wenige junge Männer fühlten sich zur Tat aufgerufen, doch die abergläubische Furcht vor der Übermacht des Bösen, die das ganze Volk vom Notwendigen abhielt, lähmte auch ihre Arme; was ihre Ahnen im Kampf gegen jede Übermacht eher gesucht als gemieden hatten, das fürchteten sie: den Tod. Mit dem Leben währten sie alles zu verlieren.*» (JV 44) Spichtung, der zusammen mit anderen jungen Männern von der Fremde zurückkommt, hat diese Todesfurcht offenbar überwunden. Er ist zum Kampf mit Schilti bereit, und zwar mit dem dafür passenden altschwyzischen Ausdruck «*Harus*»⁴⁸, aber auch, wie er betont:

⁴⁸ Der Ausdruck «*Harus*» gehörte auch zum Imponiergebabe der Frontenbewegung. Im Zusammenhang mit den «*Switsern*» ist aber eher an lokale Konnotationen zu denken. Der eigentliche Frontenfrühling in der Schweiz ist in den Dreissigerjahren anzusiedeln, entstand vor allem nach der Ernennung Adolf Hitlers zum deutschen Reichskanzler am 30. Januar 1933. «*Jugend eines Volkes*» wurde aber 1930 abgeschlossen (von Matt, Meinrad Inglin, S. 273). Auch wenn allenfalls der Ausdruck «*Harus*» politisch schon vor 1930 gebraucht wurde, etwa in den als Fronten-Vorläufer geltenden Bürgerbewegungen, so war er in Schwyz gang und gäbe und schon im 19. Jahrhundert bekannt. Das Wort kommt zum Beispiel im von Ambros Eberle (1820–1883) verfassten Japanesenspiel «*Die Schweiz in Japan*» aus dem Jahre 1863 vor (Eberle, *Die Schweiz in Japan*, S. 35). In der 1992 erschienenen Ausgabe «*Schwäbelpfyffli*» des Einsiedler Dichters Meinrad Lienert (1865–1933) wird «*Haarus*» in den Anmerkungen mindestens zwei Mal als Kampfruf erklärt (Lienert, *s' Schwäbelpfyffli* 1, S. 184; 3, S. 105).

Abb. 5: Blick auf den schwyzer Talkessel. Etwa diese Perspektive nimmt Swit zu Beginn der «Jugend eines Volkes» ein, bei der Wanderung und der Landnahme der Alemannen. Der besondere Swit und sein unbeherrschter Bruder Swen, die nach einer Sage für die Gründung von Schwyz wichtig werden, stehen in einer ähnlichen Motivkonstellation wie Romulus und Remus bei der Gründung Roms.



«In Gottes Namen!» (JV 39) So fordert er Schilti zum Kampf auf – einerseits mit dem als germanisch geltenden Kampfruf, andererseits mit der christlichen Invocatio Dei für eine neue Verfasstheit.

«Heil der Welt» und Machtpolitik

Das germanisch-heidnische «Harus» und die christliche Invocatio Dei: Dieses Beieinander kann wie ein Übergang zur christlichen Ära gelesen werden, die nächste Erzählung nach der mit «Unholde Mächte» überschriebenen heisst denn auch «Das Heil der Welt».

Das bedeutet aber nicht nur Heil, wie die Überschrift suggeriert. Pilgernde Missionare kommen ins Switzer Tal. Und auch ein Gaugraf macht sich bemerkbar, der dem Kaiser für einen Heerzug Männer aus dem Switzer Tal zuführen sollte. Die mit der Kirche verbandelte fränkische Politik erregt Unwillen unter den Talbewohnern. (JV 55) Die Ritter aus fremden Landen können ihre Massnahmen nicht durchsetzen. (JV 58) Und auch sie selber geraten aus der

Ruhe ihres Daseins, die früher ermöglichte, nach dem im Menschen eingeborenen «Mass» zu leben und «die Fremde, ja Himmel und Hölle noch einmal vergessend», am Augenblick Genüge zu finden. (JV 50)

Das aufoktroyierte Christentum überfordert, wohl genau weil dieser Augenblick nicht mehr möglich ist: «So begann das Volk nach den zeitlos vergangenen Werktagen des Hirten, Alltagen eines ewigen Tuns, sich in die zeitliche Welt einzufügen, doch war sein Wesen innen nicht verwandelt, sondern auseinandergetreten, und es geschah wieder Unfassbares.» (JV 52)

Die zeitliche Welt, das kann heissen: die von der Zeit herangespülte Welt, eben zum Beispiel die fränkisch-kirchliche Machtpolitik – aber auch: die lineare Zeit, während die vergangenen Werkstage in die zyklische Zeit der Tage und Jahreszeiten eingebettet sind. Überhaupt beginnen die Leute wegen aufoktroyierter Massnahmen und Satzungen zu leiden, die nicht dem menschengegebenen Mass entsprechen, auch wenn sie als Gottes Wille ausgegeben werden. Den Willen Gottes in konkreten Fällen ganz erkennen

zu wollen, das könnte – im Sinne einer *theologia negativa*⁴⁹ – ja auch Aberglaube sein; dass ein solcher Glaube auch in der historischen Realität wie in der fiktionalen des Romans seine Blüten trieb, das darf vermutet werden, und das haben wir im Zusammenhang mit Schilti bereits gesehen.

Vor allem ist die Neigung zum christlichen Glauben nicht mit einer Neigung zur Kirche als Institution zu verwechseln. Ein Switser urteilt sterbend, nachdem er auf einer Reise die Willkür der fränkischen und kirchlichen Machthaber erlebt hat:

«Dies verwirrte den altfreien Switser, er bestieg erregt sein Schiff zur Rückfahrt, doch der Tod stieg unbemerkt mit ihm ein, und als er nach Swits kam, redete er schon irr. Aber die Markgenossen rief er noch zusammen und warnte sie fiebernd vor der neuen Zeit; er pries den allmächtigen Vater im Himmel, doch von der Kirche und den fränkischen Herren sprach er zum Entsetzen Ruotperts als von Wölfen im Lammfell. Auf dem Heimweg begann er zu wanken, und im Angesicht seines stattlichen Hauses, auf seinem freien Grund und unter seinen Rindern, warf ihn der stumme Begleiter in die grüne Weide.» (JV 79)

Da ist sie deutlich benannt, die erwähnte «ecclesia permixta», die aus zwei Tendenzen durchmischt Kirche: Offensichtlich beachten die fränkischen und kirchlichen «Wölfe im Lammfell» den Menschen nicht nach dem von Gott vorgegebenen Mass, und das erweist sich im Roman als böse. Die Eidgenossen müssen sich wehren.

«Sie stellten gemeinsame Satzungen auf und schworen sich Genossenschaft für immer auf Leben und Tod. Mitten in die zerfallende Ordnung, die nicht dem Menschen und seiner Welt, sondern dem Himmel das Maß entnommen hatte, stellten sie eine irdische Ordnung. Als Maß und Mitte aller Dinge setzten sie wieder den Menschen ein. Den Nacken beugten sie vor dem Herrn [des] Himmels und der Erde.» (JV 129)

Die Schlacht am Morgarten als die grosse Stretta⁵⁰ der «Jugend eines Volkes» ist von da her nicht einfach der politische Sieg der Schwyzer über die Habsburger wie im allgemeinen Geschichtsdiskurs zurzeit Inglins. Es geht darum, dass die Aggressionslust und die damit verbundene Kampflust als Antrieb beibehalten, dass sie aber – schon zugunsten eines taktisch klugen Handelns – wo immer nötig zurückgebunden wird. So herrscht denn bei den Schwyzern an der Schlacht am Morgarten beides: Aufregung, «rauhes [sic!] Gelächter» und Jauchzer sind im Dorf zu hören, «harte und übermüttige Stimmen stritten widereinander» (JV 131). Aber insgesamt ist diese «Mannschaft zu strenger Zucht und Waffenübung» (JV 130) angehalten. Und wo eine höhere Ver-

nunft obsiegt, ein «*höheres Urteil*», das im Tal Swits auch zuweilen fehlt, überwindet sie auch die Partei-Polarisierungen.⁵¹ Man sollte diese gruppen- und kommunikationsdynamische Dimension im Auge behalten, damit die *Invocations Dei* und der Herr über Himmel und Erde nicht einfach altväterisch patriotisch daherkommen. Am Schluss kann ja alt Landammann ab Iberg auch Trauer für seine Feinde empfinden, ansatzweise sogar Empathie, was nicht zu einem martialisch patriotischen Geist passt.

Motive für «Schweizerspiegel»

Wenn wir nun hier zum 1938 erschienenen «Schweizerspiegel» wechseln, so treffen wir auf ähnliche Motivkonstellationen, auch wenn die Schweiz im Ersten Weltkrieg das stoffbedingte Thema ist. Inglis betont das selber, indem er 1964 im Aufsatz «Zur Arbeit am Schweizerspiegel» rückschauend zugleich seine Motivation in für diesen Roman benennt:

*«Ich geriet immer stärker in Versuchung und erlag ihr am Ende, das Erlebnis der Schweiz im Ersten Weltkrieg zu erzählen, ihre grosse Prüfung, den wichtigsten Abschnitt ihrer jüngsten Geschichte. Nie war die neuere Schweiz in ihrem Dasein, ihrer Problematik, ihren Lebensäußerungen so deutlich gewesen, so blossgelegt worden wie in jenen vier Jahren. Es sollte kein brosser Bericht, keine Chronik, es sollte ein Roman werden. Ich wollte erzählend alles lebendig machen, die unheimlich friedliche Windstille vor dem Sturm, den bestürzenden Anbruch der Katastrophe, die allgemeine fieberhafte Aufregung, die Mobilisation der Armee, Eidesleistung, Auszug und Aufmarsch der Truppen an die Grenze, den langen Wachdienst mit seinen mannigfaltigen und merkwürdigen Erfahrungen, die andauernde Erschütterung des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens⁵², den Generalstreik, die Grippe.»*⁵³

⁴⁹ «Dabei wird das Denken und Reden über Gott beschränkt, indem alle positiven Aussagen konsequent als unsicher kritisiert und verworfen werden.» (vgl. Negative Theologie, in: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Negative_Theologie [Status: 10.9.2021]).

⁵⁰ Die Schlusssteigerung einer musikalischen Komposition.

⁵¹ Dass erst die «Überordnung der Wahrheit über den Nutzen des Ich den Menschen kommunikabel macht», betont auch eine christliche Theologie (Ratzinger, Eschatologie, S. 86).

⁵² Kursiv hervorgehoben im zitierten Text.

⁵³ Inglis, Zur Arbeit am «Schweizerspiegel», S. 45–46 [Hervorhebung von Inglis].

Kunstform des Romans

Keine Chronik! Kein blosser Bericht! – Sondern: ein Roman. Es geht Inglin also um die Kunstform, nicht um ein Geschichtsbuch. Und wenn die Ära des Ersten Weltkriegs der zentrale Plot ist, so ist da auch Atmosphärisches mitgemeint.⁵⁴

Das heisst offensichtlich auch, dass Inglin in diesem Roman sich nicht zwingend und durchwegs an die Faktenstreue eines Historikers hält. Bezeichnend hierfür ist Inglin's Reaktion auf die Rezension, die Carl Helbling für die «*Neue Zürcher Zeitung*» im Jahr 1938 verfasst hat. Helbling schrieb: «*In der Tat ist des Lesers Hingabe an Inglin's Roman durch den einfachen Umstand bedingt, dass die Geschichte der Schweiz während entscheidender Jahre fast lückenlos abrollt.*»⁵⁵ Dagegen wehrte sich Inglin, indem er schon mal rein nummerisch aufzeigte, wie wenig historisch Nachprüfbare sein Buch enthält, es handle sich nicht um eine «*Chronik im üblichen Sinne*»:⁵⁶

«*Die paar feststellbaren, mehr oder weniger historischen Vorgänge, deren Darstellung chronikartig anmuten mag, zur Hauptsache also Generalswahl, Vereidigung der Truppen, Hoffmann-Affäre, Landesstreik, füllen zusammen rund 120 Seiten. (Sie würden sich wundern, in welch ungestaltet, spannunglosem Zustande dieser Rohstoff mir vorlag.) Die übrigen 940 Seiten, wie der übrige Zeitraum, waren mit Leben zu füllen, das nirgends entlehnt, sondern nur geschaffen werden konnte. Dabei wollte ich nicht bloss aus jener Zeit, sondern jene Zeit selber erzählen, und die lückenlose, lediglich im epischen Sinn chronikalische Folge war ein künstlerisches Gebot.*

Letzte Dinge gegenüber Zeitlichem

Die Fakten machen also nur etwas mehr als 10 % aus, nahezu 90 % sind demzufolge Fiktion, zu einem Text also, der

⁵⁴ KBSZ, NI K 793.2.01 [Brief Inglin's an Carl Helbling vom 10.1.1939].

⁵⁵ Vgl. Helbling, Schweizer-Spiegel.

⁵⁶ KBSZ, NI K 793.02.01 [Brief Meinrad Inglin's an Carl Helbling vom 10.1.1939]. Vgl. dazu auch Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer-Spiegel», S. 18–19.

⁵⁷ KBSZ, NI K 793.02.01 [Brief Meinrad Inglin's an Carl Helbling vom 10.1.1939].

⁵⁸ von Matt, Meinrad Inglin, S. 167–174.

⁵⁹ Tagebuch 1913–1920 (KBSZ, NI M 23.01), S. 62.

«nirgends entlehnt, sondern nur geschaffen werden konnte»⁵⁷. Aber das erzählende Lebendig-Machen beruht doch auf einem Rohstoff. Ganz ohne Relevanz kann der nicht sein, sonst hätte ihn Inglin nicht «wählen» müssen. Er ist wichtig – nicht für einen Bericht, so doch für einen «Spiegel». Der Rohstoff muss irgendwie dem Gestaltungswillen Inglin's «entgegenkommen».

Gehen wir also vorerst vom Rohstoff aus: Das sind Erlebnisse, und das sind real existierende Personen.⁵⁸ Zu den Erlebnissen: Inglin selber hat zum Beispiel den Generalstreik mindestens indirekt erlebt: «*Nachmittags 5 Uhr*», notiert er am 11. November 1918 in sein Tagebuch, das er von 1913 bis zirka 1920 führt:

«*Es wird Sturm geläutet. Starke Truppenaufgebote gegen die drohende Revolution. Europa vor dem Zusammenbruch? Oder winkt schon eine neue Auferstehung? Ich bin zu jeder geistigen Arbeit unfähig und ganz aufgerüttelt. Aber trotzdem! Die Sterne leuchten in der alten Weise und die Erde rollt ruhig durch den Raum.*»⁵⁹

Wir sehen aber auch, wie sehr da das real Erlebte schon in die Fiktion hinüberspielt. Wie viele Akteure im «Schweizer-Spiegel» ist auch der junge 25-jährige Inglin offensichtlich von der Affektwelt ganz aufgerüttelt. Die ruhige kosmische Bewegung der Erde scheint dann auch im Roman wie ein Korrektiv zu solchen Affektwallungen und wohl auch generell zu den historisch-zeitlichen Ereignissen.

So tritt sie auch am Schluss des «Vorspiels» im «Schweizer-Spiegel» auf, der Ouverture sozusagen, die von den Kaiser-Manövern im Jahre 1912 erzählt. Bei diesen Manövern schreit die Menge:

«*hurra, hoch und bravo», während «da und dort Gewehre knatterten, Kanonen donnerten, Schützenlinien vorgingen, und die Sonne am tiefblauen Himmel über dem ernsten Spiel der Menschen heiter und unbeteiligt in den Mittag stieg*» (SP 15).

Im Lichte der kosmischen Bewegungen sind die Affektwallungen relativ. Dasselbe gilt übrigens für Gefechts- und Polit-Positionen; auch da gibt es «*keine absoluten Lösungen*», wie ausgerechnet ein ranghoher Militär, Divisionär Bosshart, generell betont ...

Auch eine Figur, die zu diesem Offizier einen starken Kontrast bildet, der leidende Dichter Albin, weiss: «*Zeitliche Ereignisse sind allerdings nie das Letzte.*» (SP 419) Auf den Schluss des Romans hin spricht er zunehmend «*von den letzten Dingen*» (SP 756), reisst also eine eschatologische Perspektive auf.

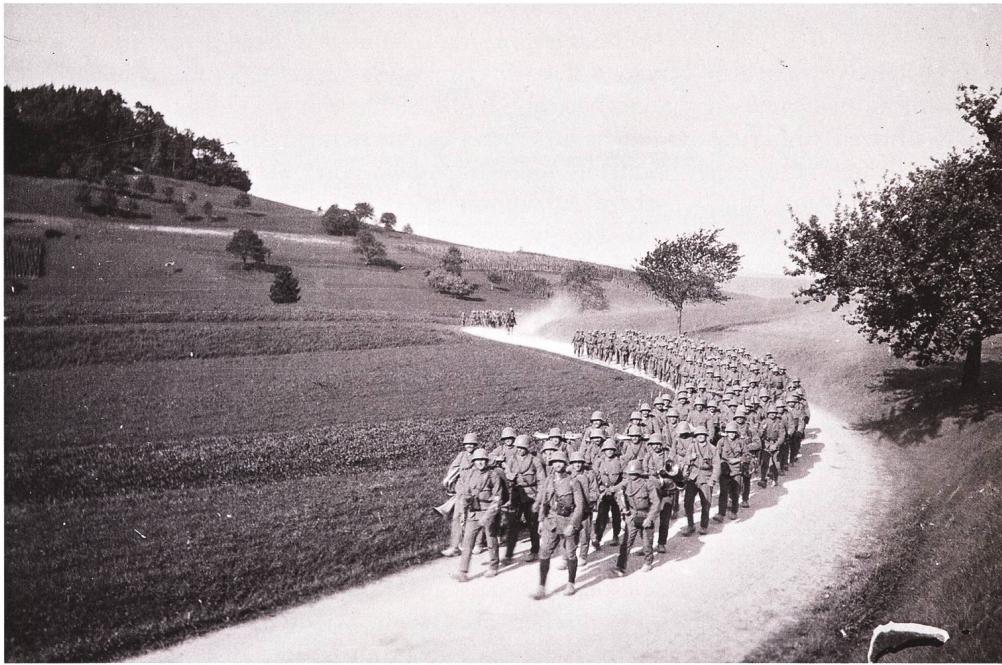


Abb. 6: Lange Märsche sind auch im «Schweizer Spiegel» geschildert. In seinen Vorarbeiten zum Roman notierte der Autor Meinrad Inglin zum 1. August 1918, bevor die Truppe nach Delsberg abmarschiert: «Dislokation[.] Schönes Wetter[.] Das infizierte, harte, kurze Stroh wird als riesiger Haufen [...] unter grossem Jubel verbrannt.» Diese Notiz verweist auch auf die Spanische Grippe, die im Roman eine Metapher ist für den seelisch-politischen Zustand des Landes.

Metaphorik der «Grippe»

Wenn auch nicht auf die letzten Dinge, so doch auf den Tod verweist die Grippe. Sie ist ja ebenfalls historisch⁶⁰ real passiert; und im Inglin-Nachlass ist auch viel Material zu medizinischen Verläufen und Symptomen überliefert. Interessant dabei ist: Die Notizen beziehen sich allem Anschein nach auf wirklich Erlebtes. So heisst es zum Beispiel unter dem «1. August», offensichtlich aus dem Jahre 1918, bevor die Truppe nach Delsberg abmarschiert: «Dislokation[.] Schönes Wetter[.] Das infizierte, harte, kurze Stroh wird als riesiger Haufen trotz dem Protest des sparsamen Fouriers unter grossem Jubel verbrannt.»⁶¹ Trotz den genauen Daten steht in der Nähe: «Grippe Albins». Faktualität und Fiktionalität stehen somit schon in den Vorarbeiten nahe beieinander, übrigens nicht nur innerhalb von diesen Materialien. Auf der fiktionalen, ja metaphorischen Ebene, zeigt sich, dass die sich auf das Roman-Finale hin auftürmenden Affekte zusammen mit den ideologischen Verkrustungen leicht mit Krankheit analogisiert werden können, also auch mit der Grippe, die sich parallel dazu ereignet. Die Grippe hat hier demnach metaphorische Bedeutung, ähnlich wie die Seuche in «Jugend eines Volkes»: Der wegen der Krankheit beschleunigt zerfallende individuelle menschliche Körper steht für das bedrohte und zerfallende Sozialgefüge, mithin

für den Verlust der inneren Struktur im kollektiven Staatskörper.⁶²

Charakterzüge realer Personen

Auch für die wichtigsten Romanfiguren im «Schweizer Spiegel» kann man ein Substrat in der historischen Realität ausmachen.⁶³ Zumindest sind Charakterzüge historisch realer Personen in diese Figuren eingegangen. Beatrice von Matt hat das in ihrem Standardwerk zu Meinrad Inglin, in der 1976 erschienenen Biografie, dargestellt. So trägt etwa der Leutnant Fred, in mancher Hinsicht die Leitfigur im «Schweizer Spiegel», «im Aussehen und Gebaren» Züge von

⁶⁰ KBSZ, NI W 12.01 [Vorarbeiten und Materialien zum «Schweizer Spiegel»].

⁶¹ KBSZ, NI W 12.01 [Vorarbeiten und Materialien zum «Schweizer Spiegel»].

⁶² Die metaphorische Schicht der Grippe und übrigens vieler anderer Motive ist nicht einfach ohne Bezug zum Realen, ist doch die Metapher immer eine «référence dédoublee» [doppelte Referenz], wie Paul Ricoeur gezeigt hat (Ricoeur, La métaphore vive, S. 282). Vgl. Ratzinger, Eschatologie, S. 74.

⁶³ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 130.



Abb. 7: Aspirant Meinrad Inglin (rechts hinten) auf einem Zaun, Szene aus Feldoffiziersschule der Division 5, um 1915. Die Romanfigur Leutnant Enderle im «Schweizer Spiegel» kann ein Selbstporträt des jungen Inglin sein; Enderle empfiehlt seinem Militärkollegen Fred Nietzsche zu lesen.

Inglins damaligem Dienstkollegen Robert Bodmer⁶⁴; was die Denkweise dieser Romanfigur betrifft, so hat ihr Inglin gewiss auch viel Eigenes mitgegeben.⁶⁵ Der Arzt Junod entspreche dem Militärarzt Hugo Remund, den Inglin auch in seiner Truppe erlebt hat.⁶⁶ Der Klassenlehrer Waser im Roman hatte als Urbild Oberst Fritz Rieter, den späteren Herausgeber der «Schweizer Monatshefte», einen Offizier, den Inglin zeitlebens sehr geschätzt hat. Leutnant Enderle könnte, bis zu einem gewissen Grad, ein Selbstporträt des jungen Inglin sein; er empfiehlt seinem Militärkollegen Fred Nietzsche zu lesen.⁶⁷ Ein Foto des Aspiranten Inglin lässt sogar an eine physische Identität mit dem im Roman

⁶⁴ von Matt, Meinrad Inglin, S. 173.

⁶⁵ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 132.

⁶⁶ von Matt, Meinrad Inglin, S. 173.

⁶⁷ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 77.

⁶⁸ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 94.

⁶⁹ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 33.

⁷⁰ von Matt, Meinrad Inglin, S. 174.

geschilderten Enderle denken.⁶⁸ Im Fall des Dichters Albin bietet die Biografie des Lyrikers Karl Stamm mögliche Bruchstücke.⁶⁹

Oberstdivisionär Züblin habe, gestand Inglin seiner Biografin Beatrice von Matt, auf ein Foto dieses hohen Militärs zeigend, das Bild des im Roman souverän agierenden Divisionärs Bosshart beeinflusst. Hartmann, militärisch und zivil ein Hardliner, wie der Name andeutet, sei von den Zügen General Willes geprägt. Der Oberkommandierende tritt aber zusätzlich mit seinem historischen Namen auf, hier wollte Inglin die Bezeichnung nicht ändern.⁷⁰ Bei historisch überragenden Figuren habe er, so Inglin gegenüber seiner Biografin, nicht gewagt, sie unter einem fremden Namen einer historischen Person anzugeleichen. Allerdings fristen die Figuren mit historisch richtigen Namen eher ein Randdasein in diesem grossen Roman.

Einblick ins «Seelisch-Politische» der Schweiz im Ersten Weltkrieg ...

Diese Marginalität der historisch realen Figuren hat aber wohl noch andere Gründe. Da es um die Lebendigkeit der

Darstellung geht und um die menschliche Bewährung im Ersten Weltkrieg, nicht aber in erster Linie um pragmatische Staatspolitik, ist es angebracht, menschliche Charaktere, Positionen und Entwicklungen unabhängig von den rein praktischen politischen oder militärischen Funktionen aufzuzeigen. Wie der Mediävist und Literaturwissenschaftler Max Wehrli einmal festgehalten hat, geht es hier um die «seelisch-politische Situation des Schweizers»⁷¹. Der Akzent liegt also auf dem Psychischen, und das ist, als Reflex der damaligen Zeit und Mentalitätsgeschichte⁷², sehr wohl auch für den Historiker und die Historikerin interessant.

Die Familie Ammann freilich scheint auf den ersten Blick ganz erfunden. Sie kann mit ihren Freunden und Verwandten als die zentrale Figurenkonstellation im «Schweizer-Spiegel» den Einblick ins Seelisch-Politische besser ermöglichen als historisch-faktual nachweisbare Figuren, gerade weil sie fiktional ist. Paul Werner Hubatka hat in seiner Dissertation gezeigt, wie diese zum Teil fiktiven, zum Teil mit realem Substrat ausgestatteten Figuren aber dennoch auf reale Strömungen in der damaligen Schweiz verweisen und bei aller Fiktion mit Ereignissen der Geschichte verbunden sind.

So ist zum Beispiel der Vater dieser Familie Oberst und Nationalrat, er ist insofern typisch für besonders erfolgreiche Schweizer Bürger in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.⁷³ Und seine militärisch verhängnisvoll falsche Entscheidung, die er als Brigadekommandant bei einem Manöver trifft, ist symptomatisch für die Milizstruktur der Armee.⁷⁴ Zu einem damals bekannten hohen Milizoffizier, der da vielleicht Pate stand, hatte Inglin sogar verwandschaftliche Beziehungen. Die Rede ist von Oberstdivisionär Heinrich Wyss-Eberle aus Einsiedeln.⁷⁵ Gerade diese Person zeigt die Ambivalenz, die hohe Milizoffiziere aus Sicht von Berufsoffizieren militärisch verkörperten. Oberstdivisionäre waren erst ab 1912 Berufsoffiziere, Wille kannte den 1910 verstorbenen Wyss-Eberle darum noch als Milizoffizier. Wie auch einige andere höhere Kommandanten war dieser Mann aus Einsiedeln offenbar eine populäre und auch politisch aktive Persönlichkeit; er war zwar nicht Nationalrat wie Oberst Ammann im «Schweizer-Spiegel», aber er war Landammann des Kantons Schwyz und mit einer Tante Inglin verheiratet, die aus der in Schwyz und Umgebung hochangesehenen Eberle-Familie stammte. Obwohl der spätere General Wille für die hohen Ränge im Militär Berufsoffiziere für wichtig hielt, hätte er den Obersten Wyss gern als Kommandanten der 6. Division vorgesehen, wenn nicht schon vor seiner Zeit andere Dispositionen getroffen wor-

den wären. Seine Einschätzung mag für viele erstaunlich klingen: «Freilich, wenn ich nicht vor einem fait accompli stände, so hätte ich für die Führung in diesen Manövern den Obersten Wyss von Einsiedeln vorgeschlagen. Militärisch gebildet ist er allerdings nicht sehr, dafür aber umso mehr zum Führer veranlagt.»⁷⁶

Viele Figuren im «Schweizer-Spiegel», vor allem die aus der Familie Ammann, sind zwar von ihrem Namen her fiktiv, aber sie sind typisch nicht nur für politische Amtsträger, sondern auch für reale politische Tendenzen der Schweiz aus der erzählten Zeit. Vater Ammann steht für ein überholtes Bürgertum, das sich gern auf Gottfried Keller berief. Da ist weiter Severin, der rechts stehende Zeitungsredakteur; da ist Paul, der es mit linken Positionen hält; und da ist Fred, der junge Leutnant, der gleichsam in der Mitte steht und nicht immer klar weiß, mit welchen von beiden Brüdern er es in politischen Fragen halten soll. Die Tochter Gertrud, die ein aussereheliches Verhältnis mit dem Dichter Albin hat, verlässt ihren Mann, den autoritären und in strengen Grundsätzen denkenden Offizier, und repräsentiert so den Ausbruch aus einem erstarrten Bürgertum.

... und der 1930er-Jahre

Die an diese Figuren geknüpften Entwicklungen sind repräsentativ nicht bloss für die Zeit von 1914 bis 1918, sondern sind es auch für die 1930er-Jahre, in denen der «Schweizer-Spiegel» geschrieben wurde. Dieser Roman ist also nicht nur als «Spiegel» für 1914–1918, er ist ebenso als Reaktion auf die Ära der Entstehungszeit des Romans gedacht.⁷⁷ Dass er

⁷¹ Wehrli, Die Geschichte im Roman, S. 299.

⁷² Die «Mentalitätsgeschichte [wurde] von der [1929 gegründeten] Annales-Schule in die französische Geschichtswissenschaft eingeführt.» (vgl. Annales-Schule, in: Wikipedia, <https://de.wikipedia.org/wiki/Annales-Schule> [Status: 10.9.2021]).

Inzwischen geht die Mentalitätsgeschichte über die Annales-Schule hinaus. Sie untersucht ganz einfach epochentypische Vorstellungen, bewusste und unbewusste.

⁷³ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer-Spiegel», S. 24.

⁷⁴ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer-Spiegel», S. 25–27.

⁷⁵ von Matt, Meinrad Inglin, S. 40; Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer-Spiegel», S. 85.

⁷⁶ Zit. nach Lezzi, General Ulrich Wille und die Kriegsbereitschaft der Armee, S. 180.

⁷⁷ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer-Spiegel», S. 173–174, 182 und passim; Amrein, «Los von Berlin!», S. 134.

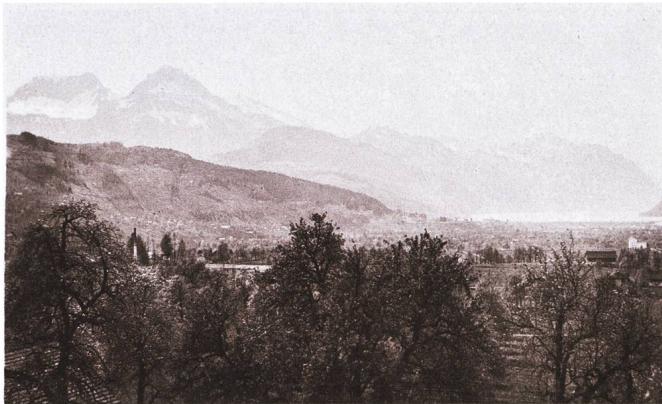


Abb. 8: Etwa dieser Ausblick auf den unteren Teil des Schwyzertalkessels ergab sich für Meinrad Inglin von jenem Tisch aus, an dem er in den 1930er-Jahren den «Schweizer Spiegel» zur Schweizer Geschichte der Jahre 1914–1918 schrieb.

auch wirklich so – also zugleich als Begleitung und Kontrapunkt zur Gegenwart – gelesen wurde, ist aufgrund der Tatsache zu vermuten, dass der «Schweizer Spiegel» von vielen als zu kritisch empfunden wurde.⁷⁸ Auch ist Inglin's Bekenntnis, er habe dieses Buch zu schreiben als «Auftrag» empfunden, von diesen Kontexten her besonders sinnhaltig.

Beispiele? Der links tendierende Sohn Paul will auf den Schluss hin nicht nur Revolution, sondern auch das Bestehende anerkennen. Diese Tendenz gleicht je nach Optik der Entwicklung der Linken in den 1930er-Jahren, mag aber auch als Kritik damaliger Entwicklungen gesehen werden.⁷⁹ Fred, der Bauer werden will, passt zu dem später mit dem Réduit-Gedanken und dem Landgeist verbundenen, aber sich schon in der Mentalität der Dreissigerjahre sich ankündigenden Zug zum Ländlichen und ist zugleich eine Kritik an Verstandes-Einseitigkeiten, an der instrumentellen Vernunft der Moderne. Vielleicht ist es ja mentalitätsgeschichtlich auch mehr als Zufall, dass Fred wie General Guisan dem Ländlichen zugetan ist und keine übertriebene Intellektualität an den Tag legt.⁸⁰

⁷⁸ von Matt, Meinrad Inglin, S. 186–187.

⁷⁹ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 73.

⁸⁰ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 149.

⁸¹ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 121.

⁸² Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel» S. 121.

⁸³ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 134.

⁸⁴ Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel», S. 31.

Und der rechts stehende Severin sammelt auf das Roman-Finale hin Unterschriften für einen «Patriotenbund» (SP 853); den könnte man natürlich mit Gruppierungen aus der Frontenbewegung, auch wieder mit Tendenzen aus den «Dreissigern», identifizieren. Im Übrigen weist der ebenfalls mit der Familie Ammann verwandte Divisionär Bosshart im Roman seinen Neffen Severin mit den rechts-extremen, ja frontistischen Anliegen zurück, wie analog hierzu die Fronten realiter um 1937 Bedeutung verloren haben.⁸¹ (Inglin war den Fronten gegenüber übrigens nicht nur ablehnend eingestellt, zugunsten eines Gleichgewichts hatten sie aus seiner Optik auch Bedeutung.)⁸²

Leitmotiv «Gefechtsabbruch» für politische Lösungen

Interessant ist überdies Bossharts Begründung für die Ablehnung von Severins Ansinnen. Er betont, es gehe darum, in der Schweiz Mass zu halten, darum sei auch zu erwarten, dass die rebellierenden Arbeiter «Gefechtsabbruch» blasen; der «rechtzeitige Gefechtsabbruch» sei «eine unserer wichtigsten und notwendigsten Bewährungen» (SP 844). In der Tat zieht sich das Motiv des Gefechtsabbruchs durch den ganzen Roman, er darf wohl als Leitmotiv bezeichnet werden – mit Grund: Im «Schweizer Spiegel» entfaltet er politisches Lösungspotenzial.

Aber auch im Zusammenhang mit dem Generalstreik schöpft Inglin aus wirklich Geschehenem, um das Fiktionale mit Bedeutung aufzuladen. So wurden zum Beispiel real und im Roman ländliche Truppen aus der Innerschweiz eingesetzt.⁸³ Dass Inglin den Generalstreik aus eigenem Erleben kannte, haben wir bereits gezeigt.

So ist die Fiktion immer wieder verbunden mit tatsächlichen Ereignissen oder Strömungen, aber auch mit tatsächlichen Erfordernissen, wenn auch nicht immer gleich deutlich. Die Generalswahl diene als Beispiel. Sie fand ja auch historisch statt. Inglin vermittelt just hier wohl einiges dokumentarisch genau, erlaubt sich aber auch Änderungen gegenüber der historischen Wirklichkeit. Nicht Bundespräsident Hoffmann eröffnet den Vorschlag, Wille zum General zu ernennen, vielmehr steht im Roman die Neutralitätskommission im Vordergrund.⁸⁴ Die neutrale Instanz soll betont werden. Bei der Generalswahl geht es darum, «ob das demokratische Gefüge dem innern und äussern Ansturm primitivster Instinkte gewachsen sein werde» (SP 255). Neutralität, das bedeutet also in dieser Situation seelisch-politischer Anfechtungen einen



Abb. 9: Meinrad Inglin (mit Brille) in der Mitte seiner Soldaten bei einem Marschhalt. Der rechtzeitige «Gefechtsabbruch» für politische Lösungen ist das Leitmotiv des Romans «Schweizerspiegel».

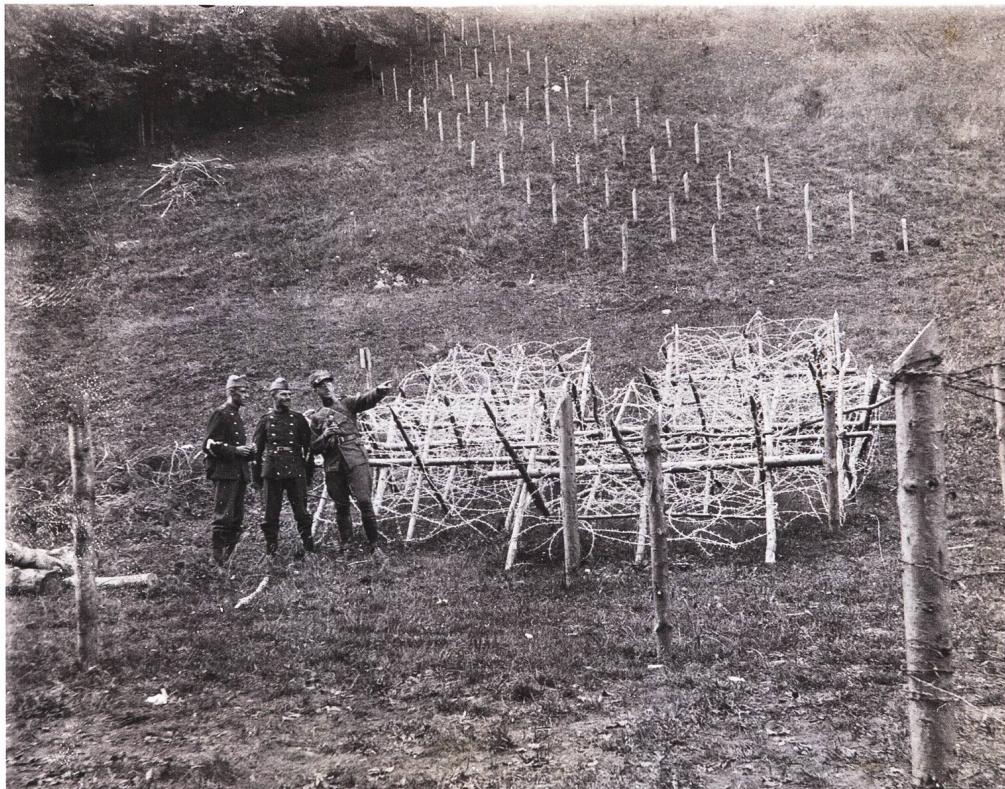


Abb. 10: Leutnant Meinrad Inglin (rechts) erklärt Unteroffizieren die (wohl taktische) Lage bei einem militärischen Hindernis, wahrscheinlich im Ersten Weltkrieg. Im Roman «Schweizerspiegel» geht es insbesondere um «innere Neutralität». Diese bedeutet – in Situationen seelisch-politischer Anfechtungen – den Verzicht auf einseitig ideologische wie auch einseitig trieb- oder gefühlsgeleitete Entscheide.

Verzicht auf einseitig ideologische wie auch einseitig trieb- oder gefühlsgeleitete Entscheide. Inglin würde gewiss seinem Bundespräsidenten zustimmen: «*Meine Herren, der Bundesrat vertritt den Standpunkt, dass nur der tüchtigste Truppenführer zum General gewählt werden darf. Wir dürfen uns dabei weder von Sympathien noch von Antipathien leiten lassen, sie mögen kommen woher sie wollen.*» (SP 253) Denn er hat hier bereits unterstrichen: Die «*gültige Lösung*» könne nur durch einen «*geistigen Entschluss, der die Instinkte überwindet und die Zugeständnisse rechtfertigt, durch den Entschluss zur Einigkeit*» erfolgen. (SP 252)

Wie schwierig es ist, sich zu einem solch geistigen Entschluss durchzuringen, sich im psychischen Verdrängungsgeschiebe Klarheit zu schaffen, wird auch wieder erst durch die Innensicht, die der Erzähler seinem Leserpublikum gestattet, offensichtlich. Der Oberst und Nationalrat Ammann, der früher, im Militär, durch Wille gemassregelt worden war, ist zuerst gar nicht für die Wahl dieses preussisch denkenden Offiziers. Aber gegen diese ist er auf der Ebene des Gefühls. Auf rationaler Ebene muss er zunehmend erkennen, wie falsch er liegt, wie sehr angesichts der bedrohlichen Lage Wille militärisch die beste Option wäre. Nationalrat Ammann verdrängt diese Wahl beim Mittagessen – vorerst durch eine Flasche Burgunder, die er allein in einer bundeshausnahen Beiz bewältigt (vgl. SP 257). Schliesslich kann er, sich zu einer rationalen Überlegung durchmausernd, sich doch zu Wille durchringen – gleichsam in einem persönlichen, wenn man so sagen darf: emotionalen Gefechtsabbruch.

Natürlich sind gerade in einer solchen Szene fiktionale Aspekte nicht wegzuleugnen. Wie viel Wein ein Nationalrat während der Mittagspause trinkt, stand wohl nie in einem damaligen geschichtswissenschaftlichen Werk oder in einem Schulbuch. Wie sehr Inglin selbst in Bezug auf politisch-institutionelle Ereignisse sich Freiheiten zugunsten des künstlerischen Gesamtgehalts erlaubt, geht aus einem Brief an den Obmann des Deutschschweizerischen Sprachvereins hervor, hier allerdings mit Bezug auf eine Nationalratssitzung aus dem Jahre 1916: Sie falle «*zeitlich mit der tatsächlichen Sitzung vom März 1916 zusammen, doch werden ihr kaum fünf Buchseiten eingeräumt, während die wirkliche Sitzung mit neunundvierzig Rednern über das selbe [sic!] Thema zehn Tage dauerte. Secretan beantwortet im „Schweizerspiegel“*

die erfundene Rede des erfundenen Obersten Ammann und äussert sich über dessen ebenfalls erfundenen Sohn Severin».⁸⁵

Leitfigur: historische Zurück-Bewegung in die Zukunft

Die Leitfigur aus dieser Familie ist freilich Fred, der seine politischen Entscheide nicht schon a priori gefasst hat. Er will sich innerhalb des Geschichtsverlaufs auf frühere Kulturstufen zurückbewegen. Just diese Zurück-Bewegung ist aber auch eine in die Zukunft. Indem es Fred, wie durch den ganzen Roman hindurch spürbar, immer intensiver aufs Land, zum Bauerntum zieht und er schliesslich ja auch Bauer werden will, und zwar auf dem Rusgrund, dem Bauernhof seiner Verwandten, will er ein Leben anstelle seines verstorbenen Vetters Christian führen.

Inglin will wohl gerade hier den zeitlichen Aspekt herausgestellt wissen, denn er zeigt Fred immer wieder in neuen Situationen, sie sind gleichsam wie Inseln im Fluss der Zeit. Was dazwischen ist, sind die «Lücken», sind die «blancs» aus der französischen Literaturwissenschaft, und gerade sie machen die Entfernung dieser Situationen untereinander und damit «die Zeit selber» – ihr Fliessen eben – offensichtlich. Insofern mag Inglin's eigene Erklärung zutreffen, die wir schon zitiert haben: «*Dabei wollte ich nicht bloss aus jener Zeit, sondern jene Zeit selber erzählen, und die lückenlose, lediglich im epischen Sinn chronikalische Folge war ein künstlerisches Gebot.*»

Die Zeit hat auch hier heilende Funktion. Sie heilt Fred von seiner Orientierungslosigkeit. Er lässt sich also gewissermassen von der Zeit tragen – zurücktragen zu einer stärkeren Naturnähe, aber nicht zu einer Naturhaftung, auch nicht zu einer Naturverehrung im Sinne des späteren Landgeists oder der Frontenbewegung. Denn im Grunde will er ein Gleichgewicht erreichen: Er will zu jenen Menschen gehören, die der «Schweizerspiegel»-Erzähler schon zu Beginn des zweiten der sechs «Schweizerspiegel»-Teile als «*eine für die Zukunft des Volkes entscheidende Schicht*» bezeichnet. Und warum ist sie entscheidend? Die Menschen auf dieser Kulturstufe an der Schwelle zum Bürgerstum repräsentieren eine «*von der Erde nicht mehr gebundene und von Vorurteilen noch nicht ernstlich gehemmte Kraft*» (SP 101); sie können sich also «*nach allen Seiten hin frei entfalten*», sind weder von einer ideologischen noch naturhaften Seite blockiert (SP 854). Fred verlässt wohl darum auch sein zu Beginn des Romans ins Auge gefasstes

⁸⁵ KBSZ, NI K 200.2 [Briefwechsel Inglin–Deutschschweizerischer Sprachverein, Brief Inglin's vom 28.3.1950].



Abb. 11: Meinrad Inglin (links) mit Offizierskollegen auf einer Brücke, wohl in den 1930er-Jahren. Brücken sind taktisch wichtige Übergänge, sind aber in der Literatur auch oft Symbole zum Beispiel für zwischenmenschliche Verbindungen. Der «Schweizer-Spiegel» enthält als Leitmotiv auch den Gang zurück in der Geschichte, wo «eine für die Zukunft des Volkes entscheidende Schicht» gefunden werden kann.

Studium der Rechte. Denn ein aufoktroyiertes Regelsystem, das kann der freien Lebensentfaltung hinderlich sein. Wir haben das schon in «Jugend eines Volkes» beobachten können.

Dieses Zurück zur Schwelle erschliesst sich wohl all jenen besser als andern, die den «Schweizer-Spiegel» nicht als patriotisches Buch lesen; er mag zwar auf seine Art auch geistige Landesverteidigung sein, aber im Gegensatz zu plakativen Klischees von der geistigen Landesverteidigung werden in diesem Inglin-Buch viele Einzelheiten ausdifferenziert. So ist das Zurück zur «Schwelle», die historisch ins Bürgertum führt und für den Einzelnen Zeit braucht, nicht einfach ein Retour à la nature.

Vielmehr ist die Natur in der angestrebten Polarität von Natur und Geist jener Pol, der den Menschen nicht (mehr) bindet, der aber so lebensfördernd ist, dass ihn auf der Geistseite Ideologien (noch) nicht an der Entfaltung hindern können. Dieses Gleichgewicht ermöglicht auch eine kommunikative Vernunft im schweizerischen Diskurs. Denn die freie Entfaltung des Menschen «nach allen Seiten hin» bedeutet auch eine Offenheit gegenüber neuen Argumenten. Es hat darum seine Richtigkeit, dass im «Schweizer-Spiegel» erst im Gang zurück in der Geschichte «eine für die Zukunft des Volkes entscheidende Schicht» gefunden werden kann, während die Moderne mit ihrer hypertrophen intellektuellen Vernunft zugleich eine Verfallsgeschichte markiert. Das Bürgertum ist darum auf Notbehelfe angewiesen; die bürgerliche Familie Ammann muss in einem

Hotel wohnen, das Bürgerhaus hat seine Funktion verloren. Und die Aussicht auf die Mitwelt ist blockiert wie die freie Entfaltung und damit auch die freie Kommunikation. Schliesslich wohnt die Familie zwar in einem eigenen Haus, aber der Kriegsgewinnler Stockmeier – der sich nicht frei entfaltet hat, sondern einseitig auf Erwerb von neuem Eigentum aus ist – verstellt dem Ammann-Haus förmlich die Sicht, blockiert sie im metaphorischen Doppelsinn.

Das Schützenfest, dem ausführlich Raum gegeben wird im Roman, ist kein Einwand gegen unsere Bewertung der kommunikativen Vernunft. Zugegeben, als Motiv passt es zum Beispiel in die nationale Identität stiftende Festkultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aber einmal abgesehen davon, dass es 1914 in Zürich kein Schützenfest gab⁸⁶ – dass gerade hier ein fingiertes Ereignis derart wichtig wird, hat eine kritische Stoßrichtung. Oberst und Nationalrat Ammann will sich mit dem «Altmeister» Gottfried Keller, mit dem «Fähnlein der sieben Aufrechten», auf seine Schützenfest-Rede vorbereiten. Nur: Er schlafst dabei ein, was für einen angeblich kulturell gebildeten Obersten und Nationalrat nicht gerade ein Zeichen geistigen Interesses ist.⁸⁷

Und dann die Rede selber! Sie strotzt – und dies in der bedrohlichen Situation zu Beginn der «Grande Guerre» –

⁸⁶ Humbel, Schützenfestreden, S. 148.

⁸⁷ Humbel, Schützenfestreden, S. 149.

von nichtssagenden Phrasen und Worthülsen. Auch die eidgenössische Einheit, die Ammann da, in der ersten Romanhälfte, beschwört, wird durch viele Ereignisse im übrigen Erzählverlauf des Romans Lügen gestraft. Das sind übrigens Ereignisse, die auch wieder ihren Anhaltspunkt in der historischen Wirklichkeit haben und die unter anderem auf fragile Konstellationen hinweisen wie Röstigraben, Arbeiterfrage oder auch unterschiedliche Auffassungen zu militärischen oder politischen Fragen. Die schweizerische, angeblich so heroische Vergangenheit wird in Ammanns Rede ebenfalls über Gebühr gefeiert, aber gerade darum vom Erzähler mit kritischen Untertönen versehen. In der Rede während der Arbeiterdemonstration auf den Schluss des Romans hin schaut die Gesellschaft dann in die Zukunft. Das passt wiederum nicht zu den konservierenden Tendenzen des nachmaligen Landigeists.

Arztfigur: Ausgleich zwischen Geist und Natur

Zukunftsoffen ist indes der Dialog zwischen Junod und Fred am Schluss. Er ist im Grunde innerhalb des Romans ein Beispiel für die kommunikative Vernunft par excellence. Fred sucht die Naturnähe und läuft Gefahr, sich zu sehr von seinen Affektwallungen bestimmen zu lassen. Davon sucht ihn sein Cousin Junod abzuhalten, gewissermassen als Vorbereitung des Dialogs. «*Man sollte sich nie im Affekt für politische Dinge entscheiden*» (SP 854), ermahnt Junod Fred, ausgerechnet der Arzt, einer also mit therapeutischem Knowhow; denn der Affekt verliert das Ganze aus dem Blick. Nicht nur die Grippe ist also symbolisch aufgeladen, sondern auch die Arztfigur. Er ist auch der Diagnostiker und Therapeut nicht nur gegenüber der Grippe, die auf den letzten Romanseiten die Schweiz in den Griff nimmt, sondern auch gegenüber den mehr oder weniger krankhaften psychischen, vor allem dissoziativen Störungen, die sich im Verlaufe des Romans gezeigt haben und die der *Confoederatio Helvetica* schaden, weil sie wichtige Aspekte des individuellen Seelenhaushalts abspalten. Sie schaden aus diesem Grund dem ganzen Staat, erwächst doch gemäss diesem Roman aus dem individuellen Seelenhaushalt der einzelnen Bürgerinnen und Bürger der kollektive.

Der Arzt Junod erklärt die Schweiz – oder besser: die ideale Schweiz – denn auch so:

«*Dieser Wille zum gemeinsamen Staat entspringt bei uns offenbar einer vernünftigen Einsicht, während er bei einem gleichsprachigen, einstämmigen Volke mehr aus naturhaft-nationalen Antrieben stammt. Unser Bundesstaat ist also vor-*

wiegend ein Werk der Vernunft, der Einsicht, der Toleranz, ein Werk des Geistes. Der volkhafte Lebensreichtum, den er umschliesst, ist vorwiegend ein Werk der Natur. Wir formulieren jetzt allerdings schon sehr spitzig. Geist und Natur sind, was unser Thema betrifft, allseits beteiligt. Aber wie gesagt, das eine wiegt da, das andere dort entscheidend vor, und um uns die Sache ganz klarzumachen, wollen wir diese Begriffe getrennt anwenden. Übrigens nicht nur ein politisches, sondern ein höchst menschliches Problem, das wir da erörtern. Es gilt nun für uns, sowohl das geistige Prinzip unserer Staatlichkeit wie das natur- und seelenhafte unseres vielfältigen Eigenlebens anzuerkennen, und es ist wichtig, keines auf Kosten des andern zu überspannen, sondern beide im rechten Verhältnis zu erhalten, in dem Gleichgewichte, wie es durch unsere Bundesverfassung ja auch möglich gemacht wird. Dieses Gleichgewicht ist von der ideologischen wie von der triebhaften Seite her bedroht, es kann aber auch von selber zerfallen, wenn ein einseitiger Mangel an Gewicht eintritt; es muss daher ständig wiederhergestellt und verteidigt werden, es ist kein Ruhezustand, sondern in seiner wechselwirkenden Spannung eine schöpferisch-fruchtbare Situation. Es gewährleistet das Höchste, was wir politisch erreichen können, Ordnung und Freiheit. – Wie findest du das?» (SP 866–867)

Dieser Dialog, insbesondere die darin enthaltene Diagnose und Therapie wächst aus allen vorangehenden Erzählsequenzen des Romans. Insofern erfüllt er wieder das Erfordernis der aristotelischen Wahrscheinlichkeit.

Wenn Inglis also im «Schweizerspiegel» die Notwendigkeit der Disziplin betont, so ist das keineswegs ein Votum für die Unterdrückung menschlicher Lebenskräfte. Im Gegenteil! Diese Kräfte sind da. Dass viele «Schweizer-Spiegel»-Figuren Mühe haben, via Gefechtsabbruch immer wieder die Lebenstrieben zu coupieren, liegt nicht zuletzt in deren Übermacht begründet, die sich Ventile sucht, weil sie zu lange durch Vernunfteinseitigkeiten verdrängt wurden. Selbst der gestrenge Divisionär Bosshart wird auch als Lebemann dargestellt. Er hält seine Emotionen zu meist in Schach, aber das fällt ihm nicht immer leicht.

«Ehrenhafter Untergang» mit Folgerichtigkeit

Ein kurzer Blick auf die Erzählung «Ehrenhafter Untergang» aus dem Jahre 1952 zeigt Inglins Sympathie für das freie Ausagieren von Emotionen, ebenso aber auch für Menschen, die rational die richtigen Lösungen suchen.

Besonnen zeigt sich der 33-jährige Schwyzer Landeshauptmann Alois von Reding, der die Talschaften von Schwyz und Umgebung im Jahre 1798 gegen die einfallenden Franzosen führt.

Emotionen überborden hingegen beim Kapuziner-Pater Paul Styger. Dieser 34-jährige Geistliche lebt innerhalb des schwyzerischen Widerstands mit seiner ganzen überschüssigen Lebenskraft eine Kriegslust aus, wie wir das kaum von einem Kleriker erwarten. Man stelle sich vor, ein Kapuziner-Pater, der zum Beispiel vor lauter Kriegsbereitschaft nicht einmal die Morgenmesse gehörig andächtig fertig liest, dafür – aus der Kirche rennend – mit martialischem Furor persönlich in die Schlachten eingreift, auf seinem Pferd wacker den Kampftruppen entlangsprengt und wenn nötig auch Kanonen schiebt, ohne den militärischen Führern immer zu gehorchen!

Inglis hat sich im Hinblick auf diese Erzählung gewiss eng an die taktischen Möglichkeiten des Geländes gehalten, das sich von Luzern bis nach Rothenthurm und in die Ausserschwyz erstreckt, und auch an andere historische Fakten. Aber in Bezug auf diesen Kapuziner konnte er gewissermaßen von Freiheiten profitieren. Denn die diesbezüglichen Quellen waren für ihn verworren, teilweise gar widersprüchlich. In einem kurzen Aufsatz schreibt Inglis, zur Quellenlage dieses historischen Ereignisses, vor allem zu Pater Paul Styger, seien sich die Historiker »nicht einig«⁸⁸.

Dies nicht zuletzt, weil vieles in diesen Quellen von diesem heissspornigen Pater selber stammt. Er übertreibe denn auch als Gewährsmann gewaltig⁸⁹, »die Phantasie blüht ihm über das Wirkliche hinaus»⁹⁰. »Der Historiker, dem es nur um die Wahrheit zu tun ist, wird noch dies und jenes prüfen müssen [...]«⁹¹.

Und warum wirkt dieser Kapuziner bei Inglis doch irgendwie sympathisch, gar wahrhaftig? Inglis betont: »In seinem persönlichen Mut und seiner Treue zu Religion und Vaterland ist er von grossartiger Geschlossenheit.«⁹² Eine solche Geschlossenheit erleichterte es Inglis wohl, auch die ganze Erzählung mit einer gewissen Folgerichtigkeit zu schliessen. Damit kommt dieser Autor wieder der Maxime der Wahrscheinlichkeit nach.

Freilich: Indem sich die Schwyzer in die Niederlage schicken, zeigen sie, dass die Kampflust des Kapuziners nicht das letzte Wort ist. Der ehrenhafte Untergang der Schwyzer gleicht insofern den Gefechtsabbrüchen aus dem »Schweizerspiegel« und der Trauer des alten ab Iberg aus »Jugend eines Volkes«.

Résumé

Wie auch immer: Der Pater belegt, dass die Fiktion hier das Erzählte nicht ganz und gar vom Faktuellen trennt. Muss das stören? Wir sind zwar vom Wahrscheinlichkeitsbegriff bei Aristoteles ausgegangen und haben gesehen, dass »Wahrscheinlichkeit« nicht einfach eine approximative Wirklichkeitskopie meint – auch in einem Erzählwerk nicht einfach eine lineare Widerspiegelung von Ereignissen, Zuständen oder Mentalitäten. Aber: Tatsächlich Geschehenes kann hilfreich sein, weil es auch möglich ist, wie das Beispiel des ungeistlich draufgängerischen Geistlichen Pater Paul Styger zeigt. Und das Mögliche, das ist nach Aristoteles und gemäß einigen Hinweisen Inglins entscheidend für den Wahrscheinlichkeitsbegriff: das Mögliche, das aus einer im Erzählzusammenhang angezeigten Notwendigkeit erwächst.

Wenn wir zu Beginn dieses Aufsatzes gesagt haben, in der Regel seien in Inglins historisch wirkenden Büchern keine lehrhaften Absichten im Spiel, so können wir doch lernen, einfach nicht wie bei der Lektüre eines Schulbuchs. Wir lernen etwas über menschliche Motivationen und den Umgang von Menschen mit Unvorhergesehenum. Denn ein fiktionaler Text kann auch ins Innenleben der Figuren blicken und Peripetien, schicksalhafte Wendepunkte, aufbauen, die Glück in Unglück oder Unglück in Glück umschlagen lassen. Zudem nuanciert er das Tun und Lassen oft auch in ethischer oder allgemein charakterlicher Hinsicht, selbst religiöse Konnotationen kommen zuweilen ins Spiel. Die Verbindung mit der praktischen Lebenswelt ergibt sich aus direkten Bezügen oder aus solchen Anspielungen, aus der Umwandlung ins Metaphorische.⁹³

Insofern zeigen Figuren wie Swen in »Jugend eines Volkes«, die Rebellen im »Schweizerspiegel« oder der feurige Pater in »Ehrenhafter Untergang« indirekt auch, wie nötig eine besonnene Affektregulation wäre. Die Generalswahl im »Schweizerspiegel« sei in diesem Zusammenhang nochmals in Erinnerung gerufen: Hier verändert Inglis die zeitlichen Begebenheiten, um zu zeigen, wie der Nationalrat

⁸⁸ Inglis, Quellen, S. 57.

⁸⁹ Inglis, Quellen, S. 58.

⁹⁰ Inglis, Quellen, S. 59.

⁹¹ Inglis, Quellen, S. 59.

⁹² Inglis, Quellen, S. 62.

⁹³ Ricoeur, Temps et récit, S. 93.

und Oberst Ammann sich zu einem «geistigen Entschluss» durchringt, «der die Instinkte überwindet» (SP 252). Gerae so ist der Mensch auch gegen Unvorhergesehenes gewappnet und kann die helvetische, überhaupt die gesellschaftliche oder staatliche Einheit fördern.

Das Durchringen zu geistigen Entschlüssen soll nicht heissen, nur der Verstand sei zu pflegen. Dass Fred, die Leitfigur in diesem Roman, die Geschichte gleichsam zurückdrehen will, bedeutet: Er will dank einer Annäherung

an eine frühere Kulturstufe ein Gleichgewicht zwischen Natur und Geist erreichen. Dieses Gleichgewicht ist zwar nur approximativ realisierbar und nicht ohne wechselwirkende Spannung, aber es ermöglicht eine Freiheit «nach allen Seiten hin». Da wird der Mensch nicht identitätspolitischen Verhärtungen verfallen, mögen sie von ideologischen Blockaden oder unreifen Naturverhaftungen kommen.

Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen

Schwyz, Kantonsbibliothek

KBSZ, NI K 13

Nachlass Inglin [Meinrad Inglin (1893–1971)], Korrespondenz, Briefwechsel Inglin–Albert Müller Verlag.

KBSZ, NI K 200

Nachlass Inglin, Korrespondenz, Briefwechsel Inglin–Deutsch-schweizerischer Sprachverein.

KBSZ, NI K 363

Nachlass Inglin, Korrespondenz, Briefwechsel Inglin–Giamara.

KBSZ, NI K 731

Nachlass Inglin, Korrespondenz, Briefwechsel Inglin–Montana Verlag.

KBSZ, NI K 538

Nachlass Inglin, Korrespondenz, Briefwechsel Inglin–Kamer.

KBSZ, NI K 793.2

Nachlass Inglin, Korrespondenz, Briefwechsel Inglin–Helbling.

KBSZ, NI M 23.01

Nachlass Inglin, Materialien, Inglin, Tagebuch 1913–1920.

KBSZ, NI W 9.01

Nachlass Inglin, Werke (inklusive Materialien), Vorarbeiten zu Jugend eines Volkes.

KBSZ, NI W 12.01

Nachlass Inglin, Werke (inklusive Materialien), Vorarbeiten und Materialien zum «Schweizerspiegel».

KBSZ, NI W 18.03

Nachlass Inglin, Werke (inklusive Materialien), Manuskript Werner Amberg.

Gedruckte Quellen

Aristoteles, Poetik

Aristoteles, Poetik. Griechisch/Deutsch, übersetzt und hg. von Manfred Fuhrmann, Stuttgart 1993.

Eberle, Die Schweiz in Japan

Eberle Ambros, Die Schweiz in Japan. Grosses japanisch-schweizerisches Volksfest in Jeddoo Schwyz, Schwyz 1863.

Inglin, Ehrenhafter Untergang

Inglin Meinrad, Ehrenhafter Untergang [1952], in: Inglin Meinrad, Jugend eines Volkes. Fünf Erzählungen. Ehrenhafter Untergang, Zürich 2016, S. 161–319.

Inglin, Jugend

Inglin Meinrad, Jugend eines Volkes [1933], in: Inglin Meinrad, Jugend eines Volkes, Fünf Erzählungen. Ehrenhafter Untergang, Zürich 2016, S. 7–158.

Inglin, Notizen

Inglin Meinrad, Notizen, in: Inglin Meinrad, Gesammelte Werke. In zehn Bänden, hg. von Georg Schoeck, Bd. 10: Notizen des Jägers. Nachlese und Nachlass, Chlaus Lymbacher. Komödie in fünf Akten, Zürich 1991, S. 67–118.

Inglin, Quellen

Inglin Meinrad, Quellen zur Erzählung «Ehrenhafter Untergang» [1953], in: Inglin Meinrad, Gesammelte Werke. In zehn Bänden, hg. von Georg Schoeck, Bd. 10: Notizen des Jägers. Nachlese und Nachlass, Chlaus Lymbacher. Komödie in fünf Akten, Zürich 1991, S. 57–62.

Inglin, Schweizerspiegel

Inglin Meinrad, Schweizerspiegel. Roman [1938], Zürich 2014.

- Inglin, Vom Umarbeiten
 Inglin Meinrad, Vom Umarbeiten [1949], in: Inglin Meinrad, Gesammelte Werke. In zehn Bänden, hg. von Georg Schoeck, Bd. 10: Notizen des Jägers. Nachlese und Nachlass, Chlaus Lymbacher. Komödie in fünf Akten, Zürich 1991, S. 52–56.
- Inglin, Werner Amberg
 Inglin Meinrad, Werner Amberg [1949], Zürich 1990.
- Inglin, Zur Arbeit am «Schweizer Spiegel»
 Inglin Meinrad, Zur Arbeit am «Schweizer Spiegel» [1964], in: Inglin Meinrad, Gesammelte Werke. In zehn Bänden, hg. von Georg Schoeck, Bd. 10: Notizen des Jägers. Nachlese und Nachlass, Chlaus Lymbacher. Komödie in fünf Akten, Zürich 1991, S. 43–51.
- Lienert, 's Schwäbelpfyfli
 Lienert Meinrad, 's Schwäbelpfyfli, 4 Bde. im Schuber, hg. von Walter Haas und Bernadette Kathriner, Schwyz 1992.
- Schiller, Über die ästhetische Erziehung
 Schiller Friedrich, Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen [1795], Stuttgart 2000.
- Schiller/Goethe, Briefwechsel
 Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1977.
- Literatur**
- Agamben, Geheimnis des Bösen
 Agamben Giorgio, Das Geheimnis des Bösen. Benedikt XVI. und das Ende der Zeiten, aus dem Italienischen von Andreas Hiepko, Berlin 2015.
- Amrein, «Los von Berlin!»
 Amrein Ursula, «Los von Berlin!». Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das «Dritte Reich», Zürich 2004.
- Annen, Natur und Geist
 Annen Daniel, Natur und Geist in Ingoldau. Eine Untersuchung zur Verarbeitung weltanschaulicher Strömungen in Inglin's Erstlingsroman, Bern/Frankfurt a. M./New York 1985.
- Basset, Sainte Colère
 Basset Lytta, Sainte Colère. Jacob, Job, Jésus, Genève 2015.
- Foucault, Von anderen Räumen
 Foucault Michel, Von anderen Räumen, in: Raumtheorie. Grundlagenexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, hg. von Jörg Dünne/Stephan Günzel, Frankfurt a. M. 2006 (stw, Nr. 1800), S. 317–329.
- Helbling, Schweizer Spiegel
 Helbling Carl, Schweizer Spiegel. Der neue Roman Meinrad Inglin, in: NZZ, Mittagsausgabe, Nr. 2174, 8.12.1938, Blatt 6.
- Hubatka, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel»
 Hubatka Paul Werner, Schweizergeschichte im «Schweizer Spiegel». Versuch einer geschichtlichen Ortung von Meinrad Inglin's Roman, Bern 1985.
- Humbel, Schützenfestreden
 Humbel Stefan, Schützenfestreden bei Gotthelf, Keller und Inglin. Öffentliche Rede und literarische Tradition, in: «Kurz nach Mittag aber lag der See noch glatt und friedlich da». Neue Studien zu Meinrad Inglin, hg. von Christian von Zimmermann/Daniel Annen, Zürich 2013, S. 145–158.
- Hürlimann, Demokratie jenseits der Mehrzahl
 Hürlimann Thomas, Demokratie jenseits der Mehrzahl, in: Hürlimann Thomas, Abendspaziergang mit dem Kater, Frankfurt a. M. 2020, S. 93–99.
- Lezzi, General Ulrich Wille und die Kriegsbereitschaft
 Lezzi Bruno, General Ulrich Wille und die Kriegsbereitschaft der Armee, Osnabrück 1975.
- Michel, Die Schlacht
 Michel Annina, Die Schlacht am Morgarten. Geschichte und Mythos, Zürich 2014.
- Ratzinger, Eschatologie
 Ratzinger Joseph/Benedikt XVI., Eschatologie. Tod und ewiges Leben, Regensburg 2012 (2. Auflage).
- Ricoeur, La métaphore vive
 Ricoeur Paul, La métaphore vive, Paris 1975.
- Ricoeur, Temps et récit
 Ricoeur Paul, Temps et récit, Bd. 1: L'intrigue et le récit historique, Paris 1983.
- von Matt, Meinrad Inglin
 von Matt Beatrice, Meinrad Inglin. Eine Biographie, Zürich 1976.
- von Matt, Nachwort
 von Matt Beatrice, Nachwort, in: Inglin Meinrad, Schweizer Spiegel. Roman [1938], Zürich 2014, S. 875–900.
- von Matt, ästhetische Identität
 von Matt Peter, Die ästhetische Identität des Festspiels, in: Das Festspiel: Formen, Funktionen, Perspektiven, hg. von Balz Engler/Georg Kreis, Willisau 1988 (Schweizer Theaterjahrbuch, Bd. 49), S. 12–28.
- Wehrli, Die Geschichte im Roman
 Wehrli Max, Die Geschichte im Roman, in: Neue Schweizer Rundschau, 8.5/1940, S. 294–308.